

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798/
19345

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

BAND I
29. JAHG

Jeder Abonnent

der Versicherungsausgabe unserer im 59. Jahrgang erscheinenden „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ genießt für sich, die nach den Bedingungen mitversicherte zweite Person und die Kinder die Wohlthat einer soliden deutschen Versicherung, und zwar bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg

a) gegen Unfälle mit je

RM. 1000 bei Tod durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
 RM. 2000 bei Tod durch Unfall nach einjähriger Bezugszeit,
 RM. 3000 bei Ganjinvalidität nach einmonatiger Bezugszeit,
 bis zu RM. 1000 bei dauernder teilweiser Invalidität durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
 RM. 5000 bei Tod durch Passagierunfall nach einmonatiger Bezugszeit,
 RM. 5000 bei Tod durch Sportunfall nach einmonatiger Bezugszeit,

b) bei natürlichem Tode mit einem Sterbegeld von je

RM. 100 nach einjähriger ununterbrochener Bezugszeit,
 RM. 200 nach dreijähriger ununterbrochener Bezugszeit,
 RM. 300 nach fünfjähriger ununterbrochener Bezugszeit,

c) mit einem Sterbegeld von

RM. 100 für Kinder im Alter vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 16. Lebensjahr nach einjähriger, bei Tod durch Unfall schon nach einmonatiger ununterbrochener Bezugszeit.

Die im Saargebiet wohnhaften Abonnenten sind in französischer Frankennöderung versichert. Die Reichsmark-Versicherungssummen werden zum jeweiligen Kurse des Franken umgerechnet.

Für die Abonnenten der Reihe B und Reihe D gelten die in den Versicherungs-Ausweisen Reihe B Nr. 113601—316200 und Reihe D Nr. 1 bis 113600 enthaltenen Versicherungs-Bedingungen. Unfälle sind der Versicherungsbank (nicht dem Verlag) stets unverzüglich schriftlich zu melden, spätestens bei tödlichem Unfall binnen 48 Stunden, bei anderen Unfällen binnen einer Woche. Unverzüglich, spätestens am zweiten Tage müssen Verletzte sich ärztlich behandeln lassen. / Über die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlag oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank kostenlos zu beziehen sind.

Einige unserer neuesten Entschädigungszahlungen,
 geleistet durch die Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg an Abonnenten der Versicherungsausgabe der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“:

	RM.		RM.
Herrn Hermann Wille, Pinneberg/Holstein, Bahnhofstr. 10. Fußamputation	500	Als Sterbegeld ausbezahlte Beträge für:	
An die Hinterbliebenen des Herrn Otto Lang, Thumseuth P. Reuth, der durch Startstrom ums Leben kam	1500	Herrn Math. Bertzels, Augsburg D 273	300
Frau Ulwine Anna Knobloch, Dresden-Pieschen, Moltkestr. 39. Handgelenkverletzung	100	Frl. Diktoria Münster, Berlin NO 18, Etlinger Straße 27	300
		Frau Babette Thepsohn, Pirmasens/Pfalz, Zweibrücker Straße 34	300

Aus der BÜCHEREI von:



DIE »BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG
UND DES WISSENS«

erfreut

durch die reichste Anregung in spannenden Romanen, Erzählungen und Kurzgeschichten; in Abenteuern und Märchen aller Völker; in Humor und Anekdoten; in Denksport und Rätsel; in schönsten Gedichten, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien und Photographien,

bildet

durch die aktuellsten Berichte in Text und Bild über Volks- und Landeskunde, schöne Künste, Forschungen, Erfindungen, Heilwesen und Technik,

verbindet

den einzelnen und sein Leben mit der großen Welt der Ideen und Taten, geschaffen durch den gemeinschaftsbildenden Geist der Tradition und Erneuerung,

fördert

die moderne Frau aller Volksschichten und Lebensalter, den Mann in allen Berufen, den Schüler und Studenten, den Meister, Lehrling und Gesellen, den Bauer, Arbeiter und Beamten,

alle Stände in Dorf und Stadt,

Jung und Alt in jedem Haus.

Die beliebtesten Autoren und Künstler sind ihre Mitarbeiter.

Der praktische Schreibtischberater

Ein neues Hilfs- und Nachschlagebuch

*

Für jede Art von Briefwechsel, für den Verkehr mit Bank und Behörden, mit Bahn und Post, für allerlei schriftliche und rechnerische Arbeiten zeigt dieses Buch kurz und bündig die richtige Form und den richtigen Weg.

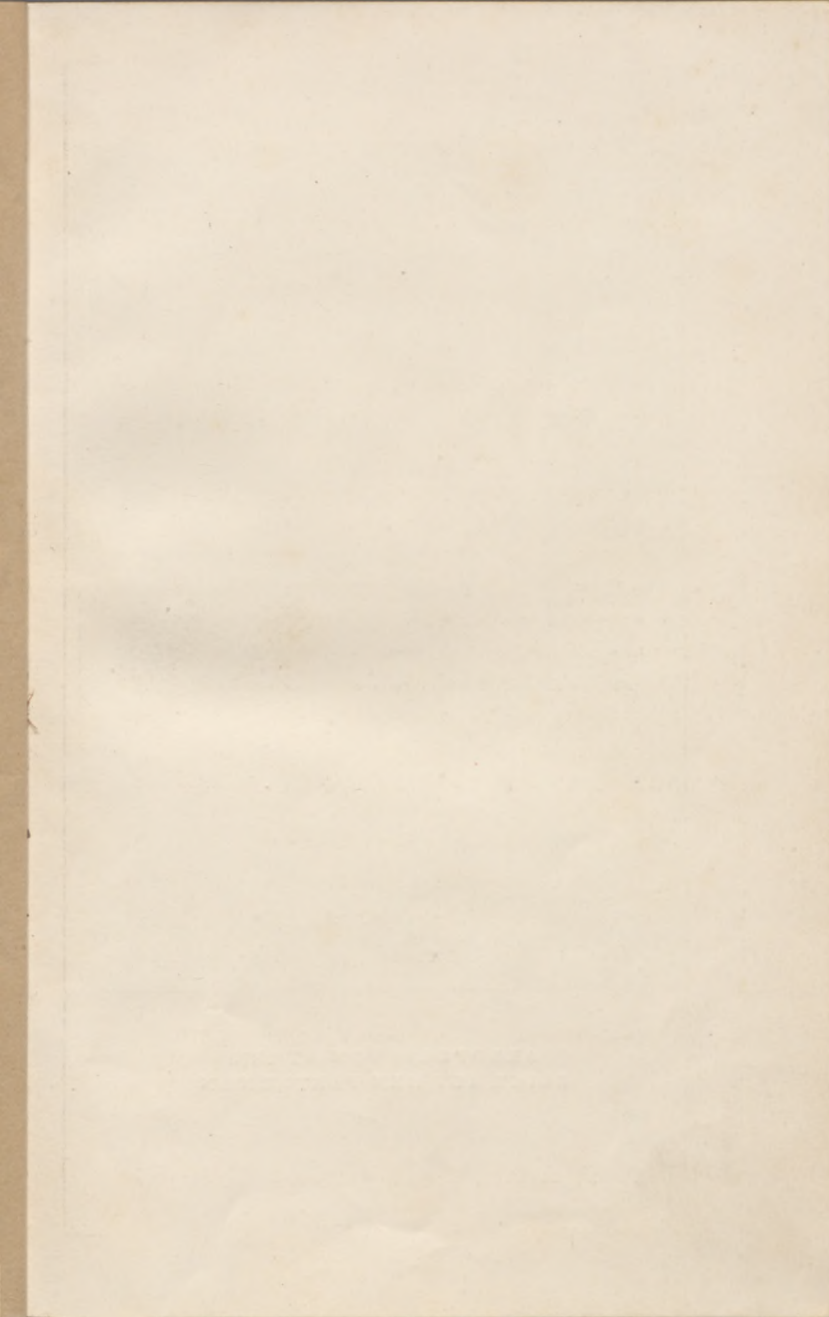
Aus dem Inhalt: Wie schreibe ich an Behörden? Wie fasse ich eine wirksame Bewerbung? Wie prüfe ich meinen Bankauszug? Wie errichte ich ein rechtsgültiges Testament? Wie ziehe ich meine Außenstände ein? Wie versichere ich mein Reisegepäck? Wie verhalte ich mich bei Erkrankungen meiner Hausangestellten? Welche Rechte und Pflichten habe ich als Mieter? Welcher Lebensversicherungsvertrag ist für mich der richtige? Welche verborgenen Gefahren liegen im Wechsel? usw.

In diesen und 1000 anderen Fragen hilft Ihnen „Der praktische Schreibtischberater“. Er vermeidet umständliche Belehrung und gibt knapp und klar zuverlässige Auskunft. Das genaue Sachregister erleichtert die Benützung.

Ga. 400 übersichtliche Textspalten. In Leinen RM. 3.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart





AKROPOLIS VON ATHEN:
BLICK AUF DEN PARTHENON

*Mr. Horn
Gehrhardt*

BIBLIOTHEK

der

U n t e r h a l t u n g

u n d d e s

W i s s e n s

80

59. JAHRGANG

BAND 1 • 1934/35

✓

BUCHEREI

Kriegslaz. 3/608

Verz. Nr. *215*

U N I O N

Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig

013798



11

ZUM NEUEN JAHRGANG

Sechs Jahrzehnte geht nun schon die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ hinaus zu den Bücherfreunden und Lesern in allen deutschen Landen, jenseits der Grenzen des Reiches und in Übersee. Sie begleitete den Wandel unseres kulturellen Lebens im Wechsel von nun beinahe drei Generationen. In fast jeder Hausbücherei sind die Jahrgänge der wohlbekannten Bändchen zu finden. Manche Jugenderinnerung der Heutigen knüpft sich an das „Schmöckern“ in Vaters oder Großvaters Bücherschrank. Eine Fülle von spannenden Erzählungen lockte den Lesefreudigen, eine Welt voll Abenteuer und Reisen öffnete sich jugendlich drängendem Geist, das große Reich der Wissenschaft in Forschung und Entdeckung tat sich auf, und die technischen Erfindungen, deren eine die andere in der schnellebig gewordenen Zeit überstürzte, gaben in Text, Zeichnung und Photographien ihr Geheimnis dem Wissensdurstigen preis. Ein gut Stück Volks- und Familienkultur ist in den Jahrgängen dieser „Bibliothek“ aufbewahrt.

In gesicherter, friedvoller und arbeitsgesegneter Zeit ist einst die „Bibliothek“ gegründet und fortgeführt worden. Geschichtliche Ereignisse von noch unabsehbaren Auswirkungen erschütterten aber die Welt unserer Väter und Großväter bis in ihre Grundfesten hinab. Kein Land und Volk der Erde, das nicht unter neue Zeichen seiner Geschichte trat. Kein Lebensbereich, der nicht in den Jahren des Weltkrieges und der Nachkriegszeit von der harten Faust des Schicksals umgepflügt wurde. So verlangen Vergangenheit und Gegenwart nach einer neuen Deutung. Ein großes Erbe will neu erworben sein, um fruchtbar zu werden für die Nöte und Notwendigkeiten unserer Tage. Wir wollen die Urgründe der Not, der Krisen, der Verwandlungen und die Kräfte der Zukunft, die am Werke sind,

begreifen. Wir späh'n aus nach der geistigen und seelischen Haltung, die uns ziemt und die uns festigt. Wir suchen nach dem Ehrlichen und Notwendigen, das sich auf unsere Zeit und auf uns selbst bezieht.

Der weitverzweigte Organismus einer Volksgemeinschaft bedarf in seinem Lebenskampfe auch der besten geistigen Nahrung, die unsere schöpferischen Geister je darzubringen vermögen. Jede kleine Zelle trägt zum Aufbau eines großen Organismus bei. Unsere „Bibliothek“ ist eine solche Zelle im kraftvoll sich regenden Schrifttum unseres Volkes. Sie nimmt neben den alten bewährten Kräften mit Freuden die jungen Dichter, Künstler und Wissenschaftler in den Kreis ihrer Mitarbeiter auf. Beides mag dazu verhelfen: die schöpferische Kraft des Künstlers, in die soviel Glauben und Gewißheit eingeboren ist, und das Wissen, das aus den ererbten Weistämmern und aus der immer wachen Bereitschaft zur Erkenntnis, Erforschung, Entdeckung und Erfindung sich herleitet. Ein klarer Aufbau der „Bibliothek“ in Anordnung und Schrift wird Dichtung, Kunst, Wissen und reine Unterhaltung übersichtlich voneinander trennen. Die Lebensbereiche, die die beiden Worte des vor sechzig Jahren gegebenen Titels umfassen: „Unterhaltung“ und „Wissen“, werden sich dabei mit neuem Inhalt füllen. Die Pflege echter Volkstümlichkeit ist und bleibt auch in aller zukünftigen Arbeit verantwortungsvolles Erbe. Über dem Ernst unseres Lebens wird aber des Festes, der Freude, des Heitern nicht vergessen werden. Auch in den kommenden Jahren mögen Mitarbeiter, Leserschaft, Verlag und Schriftleitung vertrauensvoll miteinander verbunden bleiben und neue Freunde der „Bibliothek“ gewonnen werden. Jeder Teil trägt seine Verantwortung, aber auch jeder Teil hat seine Freude, sei es an schöpferischer Gestaltung, an bereitwilliger, dankbarer Aufnahme oder freudig bejahter Pflicht, wertvolles Kulturgut zu vermitteln.

Schriftleitung und Verlag



Holzschnitt von Fritz Richter
zu der Novelle „Jonas mit der Handorgel“



Mit Holzschnitten von Fritz Richter, Berchtesgaden



er Söhn ging. Bärenstark lief er über die Hänge und verschloß sich in den Tälern. Mit den Staubfahnen konnte man ihn sehen, die er die Straßen entlang aufwarf. Rauch hatte keinerlei Bestand vor ihm und zerflatterte. In das Gras, zum zweiten Schnitt bereit, wälzte er breite Wellen und die Bäume schüttelten sich vor seinem Ungestüm. Versing er sich irgendwo in den Winkeln, so begann er zu orgeln und zu blasen. Dabei stand der Himmel über den Gipfeln fast vollends blau, da und dort nur deutete ein langgestreckter Wolkenstreifen, wie eine seidige Mähne etwa, auf die höchsten Streifzüge.

Es war einer jener sonderbaren warmen Winde, die gleichsam aus dem stählernen Himmel schießen und uns über ihren Ursprung wundern machen. Hätte sich eine Wand von Wolken aufgemauert mit irgend einem Loch und wäre daraus dieses Blasen und Wehen gekommen, man hätte den sichtbaren Ursprung befriedigt hingenommen. So aber sprang er frank und frei aus der Himmelsbläue, auch über die Berge, blies und lachte in den Waldungen.

Jonas Ramuz hatte sich etwas beschwerlich auf den Stein am Abhang gesetzt. Beschwerlich deshalb, weil er eine ziemlich umfangreiche Handorgel an einem schmalen Lederriemen um seine Schulter geknüpft hatte und außerdem noch in erreichbarer Nähe die Krücke niederlegen mußte. Das war denn alles mit einer gewissen Ökonomie geschehen, die äußerlich behinderte Menschen beinahe in jede ihrer Bewegungen zu tragen wissen und die darum öfters Getanem eine leichte Startheit, etwas Mechanisches verleiht.

Der Fleck, den sich Jonas ausgesucht hatte, lag an einer dem Tobel eines Wildbaches nachfolgenden Krümmung eines schmalen Bergsteiges, der Alte Schyn genannt. Die Schleife, die der Pfad in die Falte der Bergwand zog, um, an der tiefsten Naht angelangt, wieder nach außen zu kehren und den freien Abhang

zu gewinnen, war wie eine außergewöhnlich große Turmkammer, dreiseitig von steil abfallenden Felswänden umfaßt. Das machte, daß man hier ruhig sitzen konnte, denn der Föhn glitt draußen vorbei und wie durch ein großes Fenster konnte man ihn sich tummeln sehen.

Jonas Ramuz legte den Kopf schief auf seine rechte Schulter. Das tat er immer, wenn er seine Harmonika auf das eine Knie gestellt hatte und mit der andern Hand bereits ihre Bälge zu einem scheckigen Kreisteil auszog. Die Burschen und Mädchen auf den Tanzböden wußten dann, daß sie sich bei den Händen zu fassen hatten und sie warteten nur noch auf den eigenartigen, zischenden Pfiff, den der Alte durch seine Zähne schickte, ehevor er wirklich begann.

Nun war es ja kein Tanzboden, kein kilbivolles Wirtshaus, aber dennoch hatte Jonas den Kopf zur Seite gedrückt, schon glitt auch der Pfiff leise weg, und zu dem ungefügen Wiegen und Schaukeln der Baumwipfel kam der Klang, einer in dieser Umgebung etwas kärglichen Tanzmusik.

Jonas hatte den Mund halb offen und bewegte leicht seine Zungenspitze zwischen den Zähnen. Es war das für ihn ein wesentlicher Bestandteil seines Gehörs; das Mit-dem-offenen-Mund-Lauschen hätte an ihm sprichwörtlich werden können. So sehr er aber auch mit seinem Instrument verwachsen schien, so sehr ein anderer vielleicht auf den richtigen Gang der Melodie, auf den schwierigen Wechsel der Finger und Tasten geachtet hätte, Jonas lauschte jetzt nicht seiner eigenen Musik, auch nicht des Windganges draußen, er holte sich eine Geschichte ganz von innen her, sprach sie sich in Bildern und Erinnerungen vor und lauschte, da sich das alles doch unhörbar kundtat, gleichsam verdoppelt mit allen Sinnen darauf.

Das Stück aber orgelte sich weiter ab, war lustig und hüpfend, lachte und lockte. Es wäre schwer gewesen zu erkennen, daß es so von selber abließ wie unbewußter Atemzug oder Schritt.

Denn so sehr war Jonas im Laufe der Jahrzehnte sein Instrument Glied seines eigenen Leibes geworden, daß es wie von selbst und ohne Aufwand erklingen konnte.

Eine knappe Spanne zu seiner Rechten lag quer über den Weg, in der Sonne, seine andere Schwester, die Krücke. Lag jetzt ruhig und leblos, als warte sie auf die Hand, die sie umgreifend ebenfalls zum Glied erhob.

Oben der Sattel, jene Stelle, worauf sich die Achsel zwängte, war breit und ausladend. Auch überzogen mit einem abgeplatteten Wachstuch, das, mit verrosteten Nägeln grob befestigt, die Kante des Holzes verdeckte. Dann liefen zwei altersgebleichte, abgeschabte Arme, einmal durch ein Querholz gespellt, zu einem Schaft zusammen; dessen unterstes Ende stak in einem nach innen schiefgelaufenen Gummizwecken. Überall trug die Krücke Schrammen und Kerben und dort, wo seine Hände aufgriffen, lag es wie bräunlich schmutziger Firnis.

Ein langes Schicksal hatte sie hartnäckig und umständlich eingegraben. Zwar zwang nichts Innerliches das Holz sich zu ändern, wie vielleicht ein den Leiden und Freuden allzu nachgiebiges Gesicht. Aber ein äußerlich scharfer Griffelzug des Geschickes riß dessen wechselvolle Ereignisse mit zufälligen Runen nur in das Stück Holz.

So war es also ein Buch, immerfort aufgeschlagen dem, der es trug oder ansah. Immerfort auch ein eingegrabener Menschenweg, der aus solchen Zeichen, Tag für Tag, Stunde für Stunde von einer immer schwächer werdenden Hand abgetastet, mehr Leben beschwor, als die lange schon verblaßten Bilder einer ungelenkten bäuerlichen Erinnerung.

Denn Jonas Ramuz war ein Bauer gewesen, ehemals er zur Handorgel griff und an seiner Krücke humpelnd von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, von Hochzeit zu Hochzeit, von Tanzboden zu Tanzboden zog.

Bolzengerade und mit der Langsamkeit seines Geschlechtes be-

gab, war er damals durch die Gassen seines Heimatdorfes gegangen. Seine Haare, mehr weiß als blond, liefen unregelmäßig gezwirbelt über den runden Schädel und benahmen sich gar an den Augenbrauen höchst widerborstig. Zwischen ständig leicht geröteten Lidern lagen die wasserhellen Augen, etwas größer, als man sie sonst bei den Leuten seiner Heimat fand. Ging er, so stieß er mit jedem Schritt in den Boden, als wolle er ihn zerbrechen. Daher hatte sein Gehwerk einen eigenartigen Klang, und kam er eines Feiertags in die Kirche, so konnten ihn die Vordersten ohne Umsehen erkennen.

Der Hof des Ramuz war der einzige in der Gemeinde, der über dem Türbalken in Stein gehauen so etwas wie ein Wappen hatte. Es war zwar seltsam genug, indem es einen Brotslaib darstellte, darin ein Dolch bis ans Hest steck, aber der alte Ramuz sagte seinen beiden Söhnen nicht nur einmal vor, sie wären der älteste freie Bauernschlag im ganzen Thal, und deutete das Wappenbild mit einem knappen Spruch: „Messer im Brot, schneidet die Not.“

In der Gemeinde zwar, bei den Nachbarn, tuschelte man insgeheim über den Stolz des Alten, und zuweilen kam es vor, daß die Kinder auf der Straße beim Auszählen spotteten: „Ein zerrißner Beck, der Ramuz war ein Beck.“

Damit war aber keineswegs gesagt, daß der alte Ramuz nicht eine geachtete und geehrte Person in der Gemeinde war. Besaß doch keiner im ganzen Dorf einen Viehstand wie er. Wenn er im Frühjahr auf die Alm, über Stürvis hinaus, auftrieb, waren die Leute allesamt auf den Beinen und manch eine Magd oder ein Stallschweizer mußte vom Dienstherrn einen gehörigen Küffler einstecken, weil sein Vieh nicht den Wohlstand zeigte wie das des alten Ramuz.

Wie der Jonas in die Jahre gekommen war, da er selbständige Griffe verstand und den Kopf flug genug hatte, auf seine eigene Faust zu arbeiten, ging er sommers mit dem Vieh

auf die Alpe. Der Alte konnte zufrieden sein, wenn es Herbst wurde, denn selten schlug dem Jonas eine Kuh ab und sie kamen breit und mit glänzenden Fellen wieder zurück. Gerne zog der Sohn auf die Alm und wenn auch die Leute sagten, er würde einschichtig dabei und ein Sinnierer.

Eines Tages aber stürzte der alte Ramuz vom Wagen und brach sich den Schenkel. Als er nach langem Lager wieder aufstehen wollte, merkte er, daß der Fuß steif war. Zunächst suchte er, was es das Zeug hielt, auf den Schäfer, der ihn verküriert hatte. Schließlich aber beschied er sich, schickte Martin, den jüngern Sohn, auf die Alm und ließ Jonas herunterkommen. Dann ging es kurz und knapp zu, wie es bei einem üblich ist, der nie in seinem Leben viel geredet hatte, es hieß, der Hof braucht einen neuen Herrn und der bringt sein Weib mit.

So wurde über das halbe Jahr schon eine Hochzeit angesagt, ohne daß jemand wußte, wer die Braut sein würde.

Nun lachte man zwar im Dorf über dies Kutschieren, aber es gingen kaum drei Wochen um, als man schon wußte, daß der Jonas zur Bertolezzi ging. Die hieß Grit und war aufgeschossen wie ein Mannsbild. Wenn sie beisammenstanden, glaubte man fast, sie sei die Größere.

Von da ab verlangten nun die alten Bräuche ihr Recht, jene hundertfach getanen Gepsflogenheiten, die immer wieder geschahen, wenn zwei sich zusammenfanden. Der Jonas kaufte ein buntfarbiges Seidentuch, wickelte einen Fünffränkler hinein, legte Ginster dazu, ein Stück Hauswurz und einen Zettel, darauf stand:

„Die sieben Herren fragen dich im Gewissen,
du sollst ihnen kundtun und geben zu wissen,
ob du etwas willst oder weißt,
gegen einen, der mit Namen Jonas heißt.“

Nachts stand er dann vor ihrem Fenster und warf das geknotete Lüchlein durch ihre Scheiben. Als er das Glas klirren hörte, wandte er sich um und ging nach Hause.

Am andern Morgen sah er, daß auf dem Bertolezzihof keine Arbeit geschah, da wußte er, daß er zu seiner Hochzeit nun auch die Braut hatte.

Das Aufgebot fiel von der Kanzel, der Hochzeitslader ging um, und bei den Bertolezzis wurden die Leinwandballen ausgesucht und mit Bändern und Zweiglein geschmückt. Die Schneiderin war zur Stör, und die Postfuhrer brachte dem Wirt eigens ein schweres Faß Weltliner.

Wenn es dämmerte trafen sich die Brit und der Jonas am Anger, setzten sich am Rain und hielten einander die Hände. Dann sprach keines viel, aber manchmal neigten sich ihre Gesichter zueinander und dann griffen auch die Hände fester, daß zuweilen die Knöchel knackten.

Die Nacht stand über ihnen. Die Langsamkeit und Kargheit der alten Geschlechter mühte sich um jedes Wort, aber wenn eines fiel, dann stand es wie eine harte Brücke zwischen ihnen und sie trafen sich.

Manchmal kam es vor, daß Jonas schwer seinen Arm um ihre Schulter legte, so, als hätte er schon Besitz genommen von ihr, dann überließ es die Brit mit einem Schauer und sie drängte sich eng in ihn ein. Ihre Liebe war gerade und ohne Umschweife. Sie machten keine Worte darüber, aber sie sprachen vom Hof, von der Wirtschaft, vom Vieh und von den Kindern. Nüchtern erhoben sie sich, wenn das Thal eingedunkelt lag, und gingen voneinander.

Dennoch stand die Brit nach solchen Stunden gerne noch an ihrem offenen Fenster und sah hinüber zum Hof des Jonas. Auch mitten in der Nacht erhob sie sich vom Bett und stand im groben Leinenhemd am Fensterkreuz, sah hinaus, als wäre die Nacht, das Thal, die Gemeinde ein ungefüges Buch, daraus sie,

langsam nach den Buchstaben tappend, eine kommende Geschichte sich lesen könne.

Auch über Jonas war ein anderes Dasein gekommen. Als er eines Nachts vom Anger kam, warf er die Haustüre zu, daß das Schloß herausprang. Der alte Ramuz, der es von seinem noch bresthaften Lager aus hörte, lachte vor sich hin und meinte: Es geht gegen die Hochzeit!

Je näher nun der Tag rückte, umso mehr füllte er sich mit Gebräuchen. So kamen am Vorabend die Burschen der Gemeinde zum Jonas, zerrten ihn hinaus auf den Anger, zogen ihm einen buntfarbigen Rock an und gaben ihm eine brennende Lunte in die Hand. Am Wiesenrand standen die Böller geladen, und die Ledigen lachten ihn an und wiesen ihm, er müsse sein Ledigtum jetzt wegschießen und sich in den Ehestand hinein-donnern. Jonas hob die Lunte, tat seinen Spruch:

„Mit Blitz und Donner fang' ich an,
Damit ich sie hernach nicht han!“

und hielt das Feuer auf die Zündpfanne. Der Knall sprang polternd über die Wiese. Als sich der schwadige Rauch verzogen hatte, sah man dort, wo der Böller gestanden hatte, nichts mehr als zerworfenes Gras und aufgerissene Erdnarben. Daneben lag der Jonas und blutete schwer. Zwei, drei andere starrten rauchgeschwärzt vom Rain. Als sie den ersten Schreck abschüttelten, hörten sie schon den Jonas brüllen wie einen Stier und es überfiel sie ein Schauer bis ins Mark.

Indessen stand die Brit mit festgeknotetem Haar in ihrer Kammer. Da ging der Schuß, der ihr ein anderes Tor aufschließen sollte, und so schrie sie vor Freude auf und frommelte mit harten Säusten lachend auf das Fensterbrett.

Fast ein halbes Jahr lag der Jonas im Spital. Zuerst hatten die Ärzte noch gedacht, sie könnten ihm den Fuß retten. Dann aber schnitten sie ihm Stück für Stück ab, und das, was wegfiel

von seinem Leib, wurde immer mehr, bis es endlich gar ein Stück über das Knie ging.

Gleich an den ersten Tagen war die Grit einmal bei ihm gewesen. Jonas fieberte noch, hatte um den Schadel einen Verband, weil so ein rasendes Holzstück ihm auch ein halbes Ohr abgejagt hatte. Der Schmerz hockte auf seinem Gesicht, drückte es ein und sog das Blut daraus. Die Grit stand vor ihm und war bis in die Haarwurzeln voll Schrecken und Abwehr. Er sah sie kaum und konnte sich nicht rühren. Sie brachte nur rauh und kehlig seinen Namen heraus. Ihre Arme spreizten sich weg von ihrem Leib. Plötzlich stieß es in ihr hoch, sie wandte sich rasch und lief davon.

Jonas wußte, daß er nun in einer andern Welt war, daß er nichts gemein mehr hatte mit den Menschen, die mit geraden Gliedern über die Felder gingen, daß er all denen zugeschwifert war, die nur noch auf das Erbarmen der andern hin zu leben hatten.

Jonas jammerte nicht. Die Pflegeschwester, die zu trösten gewohnt war, sah, daß dies hier nicht vonnöten war. Nur zuweilen, wenn er an die Grit dachte, griff er unter die Decke und tastete den immer noch schmerzenden Stumpf ab, dann wurden seine Lippen schmaler und hart.

Nur ganz zu Ende, als er entlassen wurde — schon lehnte die Krücke am Bett — und ihm die Schwester das wie ein Fahnenstück hängende leere Gewandteil hochsteckte und das Holzstück anschnallte, da war es dem Jonas, als würde der Krankenjaal ein kreisendes Karussell und die Betten darin weiße Brautfußschemen. Er griff taumelnd nach dem Bett, merkte nicht, daß ihn die Schwester stützte.

Wenige Augenblicke, dann war auch das vorbei und er schritt mühsam auf ungleichen Füßen aus dem Haus.

Als er heimkam war ihm alles fremd geworden, der jüngere Bruder stand im Hof und kommandierte dem Stallschweizer.

Eine geheime Feindslichkeit, die er nicht begriff, starrte ihn aus allen Winkeln an und am dritten Tag erfuhr er, daß die Grit dem Cortolezzi versprochen sei. Er sagte nichts darauf, erhob sich aber und ging mühselig in seine Kammer. Dort warf er sich aufs Bett und starrte die Holzdecke an.

Draußen herbstete es. Die ersten Tage ging er hin und wieder noch durch das Dorf, als er aber sah, daß ihm die Leute auswichen, wußte er, daß er nicht mehr zu ihnen gehörte, daß sie ihn abgeschnitten hatten, wie man ihm sein Bein abgeschnitten hatte, daß sie Angst hatten mit ihm zu sprechen.

So ging er denn bald über das Dorf hinaus, soweit er sich formühen konnte. Dann saß er auf irgend einem Stein oder lag im Gras und wartete nur auf die Stunde, da er die Uhr schlagen hörte und für ihn die Zeit wieder kam, die Krücke aufzunehmen und heimwärts zu gehen.

Einmal war er weiter gegangen und saß hoch über dem Dorf vor einer Heuhütte auf der Bank. Ein schmaler Fußsteig lief daran vorbei. Spät am Nachmittag stand er auf, kaum aber hatte er den Weg betreten, als ihm vom Dorf her die Grit begegnete. Stillschweigend hatten sie einander bisher gemieden und es war ihnen seltsam gut geglückt. Jetzt aber mußten sie hart aneinander vorbei. Ein Ausweichen war nicht möglich. Ja, Jonas, der mit seiner Krücke fast den ganzen Weg in seiner Breite brauchte, hätte sich zur Seite stellen müssen, wollte sie vorbei!

Der aber, als er sie kommen sah, blieb stehen, als hätte er mit eins Wurzeln in den Boden geschlagen. Und sah starr und mit geröteten Augen auf die Grit. Die ging langsam Schritt für Schritt an ihn heran. Jonas sah, wie sie der Atem leßte, dann standen sie einander hart gegenüber und keines wußte was geschehen sollte.

Aber es kam ruhig und so besonnen, daß die Grit aufschaute.

„Hast bald Hochzeit?“

„Über eine Woche.“

Im Gras sägten die Grillen. Jonas schnappte nach Luft.

„Hast ihn gern?“ fragte er beklommen. Die Brit senkte das Gesicht, um einen Sturz Röße zu verbergen.

„Sie haben mir lange zugeredet.“

„Ja“, meinte Jonas darauf. „Er hat kein schlechtes Aussehen.“

Dann war es wieder aus, und keines wußte weiter. Die Brit zerrte an ihrem Rock, und der Jonas biß mit seinen Fingern fest in das Holz der Krücke.

Endlich fing sie wieder an: „Jonas, ich hab' nicht wollen, aber der Vater sagt, ein Bauer braucht seine Füß auf dem Acker.“ Jonas knickte etwas zurück und sagte langsam: „Ein Bauer braucht seine Füß. Ich kann da nimmer mit aufwarten.“ Und sah zu Boden. Da kam's aus der Brit wie ein verquälter Ruf: „Jonas!“ Und sie hatte ihn um den Hals gepackt, daß er wankte. Die Krücke fiel ihm fort, und da merkte sie mit einemmal, daß er in seiner ganzen Schwere an ihr hing. Brit keuchte: „Steh, Jonas, steh!“ und ließ sich an ihm niedergleiten, packte die Krücke, gab sie ihm aber nicht. Da hob er seinen Arm um sie und sagte: „Jetzt geh ich auf dir.“ Die Brit hielt die Krücke wie ein Spielzeug in der Linken, und nach einem Duzend schwer gegangener Schritte standen sie wieder vor der Hütte. Jonas riß den Riegel zurück, da kam ihm die Tür schon weit und offen entgegen. Er spürte, wie die Brit bebte, und drinnen sagte sie: „Jonas, was ist dir?“

Da lagen sie aber schon im Heu und der Ruch der gedörrten Gräser schlug in Wellen über ihnen zusammen. Jonas hatte ihr Gesicht gefaßt und seine Zähne knirschten an den ihren. Mit der einen Hand tappte sie noch umher, als wollte sie ihn wegdrängen, aber die Bewegungen wurden schwächer und schließlich lagen ihre gespreizten Finger breit und schwer auf seinem Rücken und ließen nicht mehr los, was sie gefaßt. Ungestüm tapfte er mit seinen Fingern um ihren Hals, um ihre Achseln,



1935. I/2

17



da riß sie selber das Nieder auf, und er fand unter dem kühlen Hemdleinen die Brustäpfel voll und heiß.

Vor der Hütte neben der Bank lag die Krücke in der Sonne.

Am diesem Abend ging die Grit lachend durch das Dorf. Kein Gädchen Heu war mehr in ihrem Haar. Der Rock war glattgestrichen. Als sie im Vorbeigehen hörte, daß eine zur andern sprach: „Die Grit, die hat gut lachen, so einen Katzenprung vor der Hochzeit.“ Da lachte sie noch mehr.

Und Jonas ging am selben Abend zum erstenmal in die Wirtsstube, trank ein Viertel Rötzel, schlug zu Hause dann mit der Krücke auf den Tisch, lachte, lachte schallend dazu, daß der alte Ramuz an die Tür kam, erschreckt hereinschaute, weil er glaubte, der Jonas sei irr geworden.

Der aber sah nun Tag für Tag um die Mittagszeit von seinem Kammerfenster aus hinüber zum Bertolezzihof. Wenn drüben an einem andern Fenster das Zeichen hing, nahm er die Krücke und humpelte hinauf zum Heustadel hoch überm Dorf am Waldrand und wartete. Manchmal ging einer vorbei und grüßte ihn. Im Dorf erzählten sie dann, daß der Jonas nun ganz ein Sinnierer geworden sei, weil er so oft oben an der Murchalde säße und ins Tal schaue. Keiner hatte aber noch gesehen, daß die Grit nicht nur vorbeiging, sondern froh und erregt auf ihn zutrat.

So geschah es bis zur Hochzeit. Aber auch dann kam das Zeichen wieder, und Jonas Ramuz wartete oben auf der Bank, und alles war wie ehedem.

Es ging schon gegen November. Jonas saß hinter dem groben Eichentisch. Vor ihm stand der Wein. Drüben im andern Eck hockten ein paar Bauern. Sie hatten Vieh verkauft und waren schon weit über den Durst hinaus. Darunter der Cortolezzi.

Er schielte etliche Male zu dem Krüppel auf der Ofenbank hinüber und hatte schon lange ein Wort auf der Zunge, das ihn anhacken sollte. Aber jedesmal fiel ihm einer seiner Zechbrüder

in die Rede oder sie stießen an, dabei schwamm das Wort in die Gurgel hinunter. Zwar kroch es langsam wieder herauf, machte sich auf der Zunge breit und füllte das Maul aus. Endlich platzte es heraus.

Der Cortolezzi packte das Rötelglas, hob es und rief zum Jonas hinüber: „Trinkst mit auf die Grit?“ Er schrie es durch den Raum. „Hab' nichts davon“, gab der Jonas schel zurück und verkroch sich schier hinter seinem Glas. Da fuhr der andere hoch und schrie: „Bescheid sollst tun!“ Statt dessen hänselte ihn der Jonas mit höhnischer Stimme:

„Bauer, bleib auf dem Acker,
Bauer, bleib auf dem Weib,
Sonst kommt ein anderer Racker
Und holt sich sein' Zeitvertreib!“

Schon schrie der andere dagegen:

„Krummer Fuß und krummer Leib
Passen nicht zu einem graden Weib.“

Noch immer saß der Jonas wie steinern auf der Bank, aber schneidend kam's: „Aufhören!“ Jetzt war der Cortolezzi am Tisch, sah dem Jonas starr und nur handbreit weg in die Augen. Die andern waren aufgesprungen. Der Wirt kam herein und begehrte auf. Aber der Cortolezzi schrie den Jonas an: „Du Bescheid“ und hielt ihm drohend das Glas unter das Gesicht. Der lachte auf, es sei eher und anders geschehen, als er vermeint. Da jagte ihm der Besoffene den Wein ins Gesicht. Jonas langte nach der Krücke, erhob sich, der Wein tropfte ihm herab, und ehe es irgend ein anderer überhaupt erkennen vermochte, fuhr die Krücke dem Cortolezzi an den Schädel. Er schrie auf, knickte in die Knie und fiel lang auf den Boden wie ein Sack.

Jonas stand vor ihm, keuchend auf die Tischkante gestützt,

die Krücke immer noch ausgestreckt in der Hand, und sah die ganze Wirtsstube tanzen um die zwei verdrehten Augäpfel des Toten.

Jrgend einer riß ihm die Krücke aus der Hand und schrie: „Jetzt hast ihn erschlagen.“

Dann führten sie ihn ab und es gab acht Jahre für den Krüppel.

Was sind acht Jahre hinter Mauern? Was sind acht Jahre hinter vergitterten Fenstern? Was sind acht Jahre in einem spärlich grünen Gefängnishof, in dem man eine knappe Weile Zeit im Kreis herumgeht und nur als Krüppel auf einer Bank sitzen darf, wenn man müde ist.

Was sind acht Jahre ohne weitgeschwungene Felderbäume, ohne Wälder, auch wenn man sich gut führt und die Aufseher und Direktoren freundlich zu einem sind und Vergünstigungen gewähren.

Was sind acht Jahre ohne Menschen, wenn auch einmal ein Bündel kommt, darin zuoberst ein Brief liegt, ungelent und steif geschrieben? Auch wenn darin steht, daß sie, die Grit, nun den Hof allein führe, daß sein Vater gestorben sei, der Martin gefreit habe und daß sie, die Grit, richtig ihren Buben bekommen hat mit einem Haar, mehr weiß als blond und vorab an den Augenbrauen ganz widerborstig stehend. Daß zwar das Dorf spotte, aber es mache ihr nichts, und sie habe ihm eine Handorgel geschickt. Vielleicht dürfe er darauf spielen.

Und die Handorgel war da und darauf spielen, das durfte er.

Aber was stehen dagegen die acht Jahre so dunkel und unheimlich umher. Manchen graben sie aus, machen ihn inwendig ganz hohl, daß er, wenn er wieder hinaustritt ins Freie, zusammenbricht, als sei er Leib aus Asche und dürfe ihn kein Wind angehen.

Manch einen überziehen die Jahre kreuz und quer mit Wehmut und Sehnsucht. Dann weint er vielleicht oft, und wenn er

dann nach seiner Zeit die Klinke zugedrückt hinter sich, ist er wie Wachs, hat sein Gesicht verloren und seine Gestalt. Wenn man ihm die Hand drücken will, läßt sie aus und streift nur müde vorbei.

Jonas aber, als er die letzte Treppe verließ und auf der Straße stand, ein Bündel auf dem Rücken mit ein wenig Zeug und seine Handorgel, die Krücke unterm Arm, der war nicht morsch geworden, auch nicht weich, der war wie seine Krücke geworden, hart und fremd.

Er schritt den Pfad und sah, daß der Wald grün war wie ehedem, daß die Berge standen wie zumalen, daß nichts anders war, und dennoch glaubte er, es sei zwischen ihn und die Welt eine gläserne Wand gestellt, die jeden Klang veränderte, jedes Wort zerbrach und jedes Bild verkehrte.

Es gab kein Wohin mehr, nur ein Woher.

So stand die Welt vor ihm, ein Bündnis unbekannter Gesichte. Wohin er seinen Schritt auch trat, sie schien ihn zu fliehen und dennoch um ihn zu sein. Sie schien jetzt nichts als Geheimnis. Jedes Dorf, das am Weg stand, ein Rätsel, jeder Mensch, dem er begegnete, ein Zauberspruch. Aber es drang nicht mehr ein in ihn, es glitt ab, als träfe es auf glatt geschliffenes Gestein. Sie hatte keinen Teil an ihm, und er hatte keinen Teil an ihr. Kaum, daß er sie spürte unter seiner Sohle, kaum, daß er den Wind empfand, der ihn am Bart rührte, kaum, daß er den Schmack hatte auf der Zunge von Brot und Milch, die er aß und trank.

Oft saß er an irgend einer Straße und spielte Weisen für sich, die eine tote Erinnerung waren seiner Jugend, und nichts wollte er damit, als das begreifen, was um ihn stand und wie leblos auf ihn niederstarrte.

Dann geschah es, daß Menschen vorbeigingten und ihn mißverstanden, denn wenn er nach Stunden aufstand, lagen Münzen im Sand, die sie ihm mitleidig vor die Füße geworfen

hatten. Oft ließ er sie traumhaft liegen. Zuweilen aber raffte er sie gierig auf und verbarg sie in der innersten Tasche seines verblichenen Rockes.

So ging er, und doch war ihm, als ließe die Straße langsam und bröckelnd unter ihm weg. Obgleich er wußte, daß er mit jedem Schritt sich weiter wegwarderte von jenem Ort, wo an der Tür eines breitgelagerten Hauses in Stein gehauen ein Brotlaib sich zeigte, darin ein Dolch stak, er ging weiter, und es war ihm dennoch, als wandere er seiner Heimat zu.

Da geschah es eines Abends, daß er in ein fremdes, nie gesehenes Dorf eintrat, Kirchweih war dort. Buden standen an den Plätzen, und auf drehenden Karussells kreischten Burschen und Mägde. Jonas ging durch das Gewühl, hörte, wie Buben ihm nachliefen und seiner spotteten. Da wandte er sich, winkte sie zu sich heran. Die Buben schwiegen betroffen.

Jonas setzte sich auf einen Brunnenrand, zog seine Handorgel auseinander, preßte sie wieder zusammen, und dann kam eine Weise, ein Tanz, und die Kinder saßen und standen um ihn und horchten.

Dann trat aus einem Haus eine Magd und sagte ihm, er möge mitkommen. Er schaute sie glasig an, spielte sein Lied zu Ende und zwängte sich dann die Treppe hoch. Man schob ihn in eine übervolle Wirtsstube vor eine Schüssel und sagte, er möge essen und dann zum Tanz aufspielen. Er lachte kurz auf, schüttelte den Kopf und wollte wieder zur Türe hinaus.

Da mußte es geschehen, daß er geradeswegs auf der Schwelle einem Mädchen begegnete, die ihn groß ansah und ihn fragte, ob er denn nicht aufspiele.

Da brach zum erstenmal nach langen Jahren in Jonas ein Funke auf, der leuchtete ihm eine Spanne weit in die Welt, die er nicht mehr verstanden hatte. Er wandte sich um, löffelte seine Suppe leer, dann griff er an die Handorgel, probierte dies und das, drückte endlich den Kopf schief auf die Seite, pffiff durch



die Zähne und fing an aufzuspielen. Das Mädchen kam noch einmal vorbei. Stellte einen Teller neben ihn, darauf Münzen lagen.

Es wurde spät, aber Jonas war nicht müde geworden, und selten hatte der Wirt einen fleißigern Musikanten nur um des Essens willen in der Stube gehabt.

Jedoch stand der Teller bald voll vor Jonas. Irgend eine hatte ihm ein Glas Wein hingestellt, und als es leer wurde in der Stube, kam die Magd, die ihn vom Brunnen geholt hatte und sagte, er könne nächtigen. Morgen sei Nachfeier, da solle er dann wieder aufspielen.

Von dem Tag an blieb Jonas im Thal, spielte auf zu Kirchweih, zu Laufen und Hochzeiten. Beim Wirt hatte er eine kleine Kammer für sich.

Oft war er tagelang weg, irgendwo anders, dann kam er eines Tages wieder, tat, als ob nichts gewesen wäre und blieb.

Niemand im Dorf wußte, woher er kam, wer er war. Nur den Vornamen hatten sie erfahren, und so nannte man ihn im ganzen Thal den Orgeljonas.

Um ihn herum liefen die Jahre weg wie Sand. Die Kinder, denen er einst am Brunnen gespielt hatte, waren Bauern geworden und Bäuerinnen. Das Mädchen, das ihn an der Tür zum Umkehren bewogen hatte, raufte sich schon mit einem guten Duzend Kinder ab.

Winter gingen und Lenz kamen. Jonas streiften sie kaum. Er selbst wußte schier nicht mehr, wie alt er wohl sei. Wenn er durch den Ort ging, war er oft wie eine fremde Sage. Zuweilen dachte er daran, daß er in der Mitte der Weltkugel sitze und von allem, was am Rand geschah, nur einen matten Abglanz, einen Schimmer wie durch sieben Gläser empfinde. Seltsam war ihm, daß er überhaupt noch Bestand hatte auf der Erde, denn so entfernt und unkörperlich gleichsam ließ er den breiten Strom des Lebens, alltags oder festlich, an sich vorbeiz-

ziehen. Stand und dachte immer erbitterter daran, daß sich diese Flut von Leben doch irgendwo brechen müsse und aufschäumen.

Als er dann aber immer mehr einsah, daß er keinen Widerstand bedeutete, daß nichts sich an ihm spaltete oder verzweigte, daß das Leben ihn ebenso ungestört ließ, wie es auch er nicht anfaßte, da wurde ihm zur Gewißheit, daß die ganze Welt, Menschen und Tiere, Worte und Jahre, Gebärden und Ereignisse durch ihn hindurchgingen, ohne daß sie ihn empfanden, daß er sie innerst empfand, gleich wie Luft durchgeht durch ein Unsichtbares, ohne abzulenken oder sich zu verändern.

So war es ihm, als hätte man ihm seine Geburt gestohlen, jene Stunde, die allein dem Menschen recht gibt, daß er da sei, und nicht nur gedacht oder gefühlt. Auch verlor er das Maß und die Ordnung von Zeit und den Räumen. Tage und Jahre waren ihm nicht mehr ein Vorüberziehen, nicht mehr ein Auftauchen aus einem dunkeln geheimnisvollen Schoß, ein Aufsteigen und Anschwellen bis zum Zenith ihrer Erscheinung, ein leises Vergleiten und Hinüberdämmern in eine uferlose Unbekanntheit. Sie waren vielmehr Zeichen geworden oder Schattengebilde, deshalb gespenstisch, weil sie niemals von Körpern herrührten. Sie standen um ihn, die Vergangenen, die Künftigen, sie waren da und bewegten sich nicht, nur er war es, der zwischen ihnen schritt. Eines nach dem andern erblickte und erkannte, vielleicht auch hintastete mit einer wesenlosen Gebärde, endlich zurückließ, was er geschaut, und enthüllte, was er noch nicht erkannt hatte.

Ähnlich verkehrt hatten sich ihm Maß und Ordnung der Winde um ihn, der Verschiedenheiten des Lichtes, das von Morgen einfällt oder von Abend, der Straßen, der Wälder, der Steige über Kämme und Joche, die er seltsam anstieg mit seinem hölzernen rechten Glied, öfter ausging als manch ein Gerader. Nicht er ging vorwärts, saugte mit jedem Schritt

einen neuen Blick an sich, hob sich mit jedem Steig höher über die Niederungen, nein, buntfarbig oder fahl rauschte das Land an ihm vorbei, an ihm, dem einzig stehenden in diesem Wirbel von Farben und Gestalten. Sie versank unter ihm, und die Gipfel duckten und neigten sich, so daß er ihnen auf die ergraute Schädelskappe blicken konnte.

In diesen Irrgängen seiner Gedanken blieb er oft an stillen Wassern stehen, an Teichen, die dunkel lagen mit grünen Brücken von Schilf und Seerosen bespannt, und sah an sich hinab das Bild, das von seinen Füßen weg in die Tiefe wuchs und von dort irgendwie zauberhaft zu ihm wieder heraufblickte.

Und da er den seltsamen Glauben besaß, daß Wasser nichts anderes sei, als ein Fenster des ungeheuerlichen Hauses, das wir Erde nennen, und weil er eben sich über diese Fenster beugend, aus ihnen sich wieder selbst erblickte, wußte er gewiß, daß er da auf allen Wegen und Stegen unter seinen Sohlen einen zweiten Menschen mit sich schleppte, an seine Sohlen geheftet unablässig und nur dann zu erkennen, wenn irgendwo ein Wasser jenes lebendige Fenster aufschloß.

So war sein Wandeln geheimnisvoll genug, um den Menschen, deren Bezirke er durchstreifte, wie ein unbegreifliches Geheimnis zu dünken.

Im Laufe der Jahre hatte er als ein Mensch, der kaum das Wenigste sprach, das Gelenkige des Mundes verloren. Ein Wort nach dem andern war aus seinem Gedächtnis gebröckelt, unwiederbringlich in die Schlucht des Vergessens gestürzt. Nichts war ihm geblieben als das Ding selbst, der Gegenstand oder die Empfindung, die Zeichen dafür hatte er verloren.

Wenn einer die Worte gezählt hätte, die Jonas in diesen seinen späten Jahren noch gebrauchte, so hätte er vielleicht erschreckt erkannt, daß ein Stummer mit den ungesügsten Gebärden seiner Hände tausendfach beredsamer sein könnte als Jonas, von dem abgefallen waren die Sprache, die Wörter,

ja sogar die Rufe wie Blätter von einem Baume, der nicht mehr nähren kann. Je mehr aber die Sinnbilder und Zeichen um ihn starben, umso mehr wuchsen die Dinge in ihm selbst, nahmen Gewalt über ihn. Sie gingen ein, und da sie stumm und namenlos in ihm lebten, lebten sie ein ungeheureres Leben, als wenn sie sich ausgesprochen hätten. So versammelte er die ganze Welt in sich mehr noch geschärfter als die andern, denn stumm traten sie leichter und heftiger ein, als wenn man sie mit Worten bezwungen hätte. So war Jonas zu einem Reichthum herangereift, von dem niemand wußte, kaum er. Er besaß die Welt in sich, und darum war ihm das, was außen um ihn geschah, fremd und ausgeleert.

In seltsamen Stunden jedoch stieg ein Bild vor ihm auf, das er einzig nicht besaß und dennoch mit allen Sehnsüchten besitzen wollte. Da stand dann die Grit vor ihm, hielt einen Buben auf dem Arm, der nicht gealtert war. Wie wäre es auch möglich gewesen! Das war dann nur ein Schein wie aus einem andern Bereich.

Sooft es ihn überkam, fand man am Tag darauf seine Herberge leer, und im Dorf wußte man, daß der Drgeljonas wieder auf Wanderung sei.

So war es eines Tages auch geschehen, er hatte die Tage und Nächte nicht gezählt, die er gezogen, und plötzlich stand er auf dem Joch, von dem aus man die Häuser seiner Heimat eng und vertraut liegen sah. Noch einmal packte ihn jenes seltsame Gefühl, das ihn jedesmal überfallen hatte, sooft er hier schon gestanden war. Denn seine im Dorf unbekanntem Wanderungen hatten immer das eine Ziel gehabt, seine Heimat wieder zu sehen, in die Thür wieder zu treten, durch die er einst hochzeitlich ziehen sollte, das Weib zu sehen, das ihm jene kurze Spanne alles verborgene Glück bedeutet hatte, und dem Buben die Hand zu reichen, der ihn nicht kannte, vielleicht auch nichts wußte von ihm. Aber jedesmal, wenn er auf der Jochhöhe stand, gleichsam

an der Scheide zweier Welten für ihn, riß es ihn mit einer unbekanntem Macht zurück. Unausgefüllt und zurückgewiesen von der letzten Pforte, kehrte er wieder heim in das andere Dorf. Heute aber stand das Bild seiner Heimat, standen alle Sehnsüchte der vergangenen Jahrzehnte so eindringlich und lebendig vor ihm, daß jener andere Zauber keine Gewalt mehr über ihn bekam und ihn ziehen lassen mußte, wohin es auch sei.

Als im Dorf Mittag war, die Tische besetzt mit Knechten und Mägden, nur hin und wieder Geflügel über die Straße hopfte, zog Jonas verwittert und alt zwischen den Häusern, die ihn vergessen hatten, traf auf Menschen, die ihn nicht mehr kannten, und sah durch ein Fenster seinen Bruder Martin am Tisch sitzen und seine Suppe löffeln. Er ging vorbei, was war das auch für ihn noch, was bedeutete ihm noch der Laib Brot mit dem Dolch, kaum daß er umsaß.

Schien es im Anfang, als könne er es nicht erwarten, bis er zum Cortolezzihof kam, je näher aber das ausladende breit gebaute Haus vor ihm auftauchte, umso knapper und langsamer wurde sein Gang.

Vor dem Haus ließ er sich auf der Bank nieder, er wußte nicht, was jetzt geschehen würde. Da trat eine junge Magd in die Schwelle, sah ihn an und fragte, ob er denn essen wolle. Jonas wußte von nichts, als er leise nickte. So brachte ihm denn das junge Mädchen eine Schüssel, Brot, auch den Löffel und meinte, es solle ihm gut schmecken. Sie fragte ihn auch noch, ob er denn weit herkäme und wohin er wolle. Wiederum nickte der Alte bloß, so daß die Magd verlegen sich die Hände an der Schürze abwischend schon wieder in den Flur zurück wollte. Da erhob Jonas sein Gesicht und sah die Junge so seltsam an, daß sie die Hände betroffen sinken ließ und stehen blieb.

Er fragte: „Ist die Grit zu Hause?“ Die Magd staunte noch mehr und brachte verwirrt nur heraus, daß sie vor eilichen Jahren gestorben sei. Jonas schob die Schüssel weg und sein

Kopf knickte etwas herab. „Und der Bub“, meinte er darauf. Das Mädchen stockt und fragt zurück: „Der Bauer?“ „Der Bauer.“ Der sei über den Berg gegangen gestern, müßte aber heute zurückkommen durch den alten Schyn.

Da stand der Alte auf, griff nach seiner Krücke und eilte fort, daß ihm das Mädchen kopfschüttelnd und voller Einfalt nachsah.

Das war nun der Weg. Draußen stürmte der Föhn vorbei, und der Bauer wartete, sein Sohn sollte daherkommen. Darum spielte der Jonas und fing immer wieder von neuem an und fand gar kein Ende. Duzenderlei fiel ihm ein, und es schien eine Fröhlichkeit über den Greis gebreitet, die von einer stillen Erlösung zeugte.

Da kam ein Geräusch. Jonas zuckte zusammen, stellte die Handorgel beiseite und wandte sich hastig im Sizen um, dabei stieß er an die Krücke, die ins Gleiten kam und den Absturz hinunterfallen wollte. Jonas griff danach, heftig und erregt. Eben noch faßte er ihr unterstes Ende, aber schon hatte der Sitzende das Gleichgewicht verloren, und zwischen einem Hagel von großen und kleinen Steintrümmern schlug der Körper des Alten das Gehänge hinab. Holzfäller fanden ihn später am Grund des Tobels zerschmettert. Fest hielt seine rechte Hand die Krücke umklammert.

Raum war das letzte Gestein in den Tobel hinabgeprasselt, kam der Bauer. Er sah nichts mehr als die Handorgel mitten auf dem Weg stehen. Er hob sie auf, betrachtete sie und konnte sich nicht ausdenken, wie die auf den alten Schyn kam. Einige Malschrie er, ob der nicht in der Nähe sei, dem sie gehörte, dann nahm er sie an dem Riemen über den Rücken, ging weiter, heimzu.

Er freute sich auf den Abend, wo er darauf spielen wollte.

So trug der Sohn das letzte Erbe seines Vaters nach Hause und wußte es nicht.



Die fränkische Fuge

von

Friedrich Deml

Mit der steigenden Sonne, jährlich,
Hebt sich der Reiter im Dom zu Bamberg vom Sockel,
Aus der Winterstarre löst er die steinernen
Glieder, sein Antlitz tönt, die ehernen
Tore springen, ich führe demütig sein schnaubendes
Roß über zarte Hügel der fränkischen Heimat.

Als ein blitzender Falke vom Fichtelgebirge
Stößt der Main herab und schlägt die Krallen
In das Fleisch des Landes, den lähmenden Harnisch,
Eis und Hornung zerreißend:
Es tanzen die duftenden
Glöße wieder auf der schwellenden Woge.

Und es läßt der heimliche König sein Tier
Grasen an der Kante des Jura,
Wo aus Tropfsteinhöhlen die Bäche
Armdick schießen, die Forellen
Lauschend im kalten Gumpen stehn.

Zwar die Kinder mit den Märchenaugen
Sehn den Schimmel manchmal in der Ferne;
Seine Flanke streift die Hänge,
Seine Rüstler lockt die Weilschen,
Macht die Haselhecke gruneln;
Doch die Alten meinen, es sei der Nebel,
Der aus warmer Erdenpore haucht.

Und es spricht zu mir der Herr der Franken:
„Höre Knecht, ich will die Erde trinken,
Die mich trägt, den seligen Kreis,
Die gestufte Schale des heiligen Gral
Berehren, meinen übermütigen Raum;
Denn der Most treibt gärend aus der Scholle
Und die Birken zittern unterm Druck
Der gestauten Säfte wie ein Springbrunn.

Weil ich nun voll ungestillter Liebe
Alles fassen möcht in meine Seele,
Land und Leute, Jahreszeit und Frucht,
Will ich mich verwandeln in die Dinge,
Eingeatmet ihnen mich vermählen,
Brot und Fleisch und Fels und Wasser werden,
Mich verströmen in das liebe All.

Doch du sollst in der Verzäuberung,
— Weil du Dichter bist, ein müßiger Sant —
Mich anreden wie ein guter Freund,
Mich erinnern meiner hohen Pflicht,
Gleichnis und Gestalt zu sein des künftigen
Deutschen im gefugten Dom zu Bamberg.
Bis ich selbst wiederkehre, mag
Mich mein Schatten dort vertreten:
Aber wir, zwei Fahrende und Sängere,
Wollen schweifen mit dem Wind
Von der Altmühl zu der Fulda,
Von dem Fichtelberg zum Spessart,
Bilder haschen, Lieder, das Gewimmel
Brauner Dörfer, morscher Stätte,

Schellenmütziger Loren, ernster Männer,
Taten längst verfaulender Geschlechter;
Nur den Pöbel meiden wir;
Und du sollst mit Worten stammeln,
Was uns ungefähr begegnet.“

Also naschten wir von der Spitze
Der Roggenfaat und wuchsen ins Herz der Sonne:
Die warf uns in Strahlen zurück in den Kern der Geschöpfe,
Die Kammern des Lebens,
Daß wir von Ur und Anfang verkosteten,
Tier und Pflanze, Mensch und Geisterglück.

Als bald trafen wir an der knospenden
Linde nah bei Eschenbach den Meister
Wolftram, der einst Parsival geschaut,
Und wir lockten ihm zu Ehren den Reigen
Der Kinder auf der federnden Wiese.
Schlank und süß ging Flötenton, die Hüfte
Der Mädchen dehnte sich flaumig, der Schäfer trieb
Auf die Hutung die österlichen
Lämmer und die Wölkchen droben
Weideten am seichtesten Himmelssee.

Plaudernd zogen wir dann dem Örtchen zu,
Sockel schrie und gelbe Entchen patzten
Durch den Schlamm, die Leute grüßten hölzern,
Nüchlein von Tabak und Vieh und Milch
Häfelte um Zaun und Ager.
Butterbrot und Schnittlauch, Ei und Schinken
Aßen wir nach langer Faste zum Nachtmahl.

Am Karfreitag trugen wir die zerschliffenen
Fahnen der Zünfte zur Prozession
Hinter den Bäckern her, die den Leichnam des Heilands
In gläsernem Sarge durch das Städtchen führten.
Rote Bänder flossen wie Blut aus den offenen
Wunden und gekräufelte Jungfrau fingen
Den linnenen Strahl in Kelche auf.
Als wir das Leiden des Herrn genugsam betrachtet,
Von Kreuzweg zu Kreuzweg treppauf befend,
Kehrten wir zum glockenverstümmten Kirchplatz,
Zu den schnurrigen Fachwerkhäuschen,
Wo die Bretterbuden Brezen und Wurst
Für den dampfenden Wallfahrer boten, die Wespen
Um die klebrigen Zuckerhäuflein krochen.

Nach dem Ostertag,
Der wie eine weiße Kerze ragte,
Trieb uns Herr Wolfram, der sich derweil
Pfeifend eine Rute geschält, durch den Hohlweg
Über Geklüft und Moos zur Trümmerburg,
Wo sein Geschlecht einst klirrend aus und ein ritt,
Lachte hellauf, als die Eidechse funkelnd
Über die Blöcke des Verlieges huschte,
Duckte sich in den zerbrochenen Söller
Und warf Steinchen nach den diebischen Dohlen:
„Was hier hauste, ging vorüber:
Helm und Sporen, Ehre, Maß und Ruhm;
Statt des Prunks bin ich zufrieden
Mit der leiseften Erdennähe, dem Laut
Der Schwälbin im Nest, wenn sie die Jungen äßt.
Und die fahlen Gewitter tötet; dann kleb' ich
Ängstlich an dem Halse der Kreatur,

Ganz verliebt ins Etwas; denn das Nichts
Darf nicht sein, der Tod ist nur ein Wahn,
Und das Wesen überdauert,
Selbst die Güte Gottes machet uns
Nach einfältig irdischem Leben krank,
Und er duldet unsre kleine Treue,
Weil er selber große Treue ist.

Wohl, nun tast ich jedes Frühjahr
Nach den Kleinigkeiten rings umher,
Nach den Vogelnestern, den streitsüchtigen
Hörnchen meiner Zicklein, nach den frischen
Blättern des Salats, nach Dotterblume,
Nessel und was sonst am Rande wuchert;
Auch die Waden junger Mägde
Und die Muskeln kerniger Burschen
Prüf ich gerne — lachet nicht, ich bitte —
Dieser Kinderei — es lallet häufig
Wer die großen Worte seiner Sehnsucht
Ausgegeben . . . Ihr mögt immerhin
Abenteuer kosten, Schaum und Land!
Drüben läuft der Weg nach Nürnberg!“ —

Und so schieden wir mit Lächeln.

Durch den Nebel kroch der Föhrenwald
Wie ein Drache, Pech und Feuer floß
Aus der schuppigen Rinde seines Leibes,
Wenn das rote Sonnenschwert ihn traf.
Doch vieltausend Bienenschwärme wohnten
In der Tiefe seiner Wunden,
Und die Imker kratzten aus der Wabe
Honig für die würzigen Lebkuchen,



DIE FRAUENKIRCHE IN NÜRNBERG

Die gleich Fliegenpilzen rund und bunt
An den Knusperhäuschen Nürnbergs wachsen.

Zwar mit Schrei des Hähers lockte uns,
Nah dem Weichbild der getreuen Reichsstadt,
Eppelains von Seilingen gespenstischer
Schatten; wir gerieten bis zur Brust
In den Schlamm der blinden Weiher,
Schilf und Wollgras naschten an der Lippe,
Dürre Finger tappten unsern Schädel;
Doch die Glocken von Sankt Sebald
Und der Bliß des Helmes von Sankt Lorenz
Trafen uns und wiesen uns den Weg



DIE BURG IN NÜRNBERG

Aus der Wirrnis und verfluchter Öde,
Und wir landeten mit morschen Gliedern
Auf dem Hauptmarkt vor dem Haus Mariens.

Welch ein Schrein, geschnitzt und wohlgezimmert,
Steinernes Gebälk und Türmchen köstlich,
In die Bläue züngelnd!
Nischen, drin die Taubenschwärme schnäbeln,
Die vom Abfall scheckiger Krämer
Und vom Korb beladener Höckerinnen
Naschen. Weihrauch zog und Orgelton
Eben aus der samtnen Kirchenhöhlung
In das summende Gewühl der Menge

Bäuerinnen aus dem Knoblauchland,
 Mit den knatternden Kopftüchlein,
 Mit den wippend-steifen Röcken,
 Schwachten, lockten, boten Wachs und Honig,
 Butter, Eier, Käse, zarte Hühnchen,
 Süßholz, Schlüsselblume, Nelke, Nüsse.
 Ein Gehäcksel Duft und Farben blies
 Durch das Becken des nahrhaften
 Platzes und die knochigen Säule stampften
 Funken aus dem Pflaster. Da geschah's,
 Daß aus schattigem Fensterbogen heimlich,
 Brennenden Gesichts ein Mensch auftauchte,
 Seine ruhige Stirne maß den Trubel,
 Eine Waage schien sein Augenpaar,
 In den tiefen Schalen gleichgewichtig
 Wägend, seine volle Lippe trank
 Den vorüberziehenden Rauch des Volkes,
 Und sein Finger zeichnete den Umriss
 Wandernder und festgepfählter Dinge,
 Lodernd in Granit. — Wir nahen ihm.
 Und der Reiter, dem ich diene, sprach:
 „Meister Dürer, sei begrüßt: Wir schwelgen
 Durch das Jahr und durch die fränkischen Gauen;
 Aber Nürnberg mit den tausend Wundern
 Macht uns übersatt und töricht-gierig,
 Wissen kaum wohin in all dem Segen.“

Drauf der Maler, seine Braue zuckte
 Ganz unmerklich: „Aus der Garbe nehmt
 Ein und andere Ähren, brecht die Körner
 Knisternd aus der Hülse, probt die glasigen
 Zwischen Zahn und Zunge, und ihr kennt
 Den Geschmack der ganzen mehligten Ernte.

Also greift das wesentlich Gereifte
Aus dem Übermaß der Stadt.“
Da befolgten wir den Rat des Meisters,
Der uns gütig dies und das erzählte,
Tasteten mit inniger Liebe
Nach dem Weichen und dem Harten,
Nach der Haut und nach dem Herzen,
Dem Verblästen und dem Scheinenden
All der Künste. — Manches Chörlein hing
Traubengleich an warmen Bürgerhäusern,
Die besonnten Fensterscheiben hauchten
Mund und Wange rosiger Mädchen,
Neugierfelig, in die Gasse;
Aber feiner als das Spinnewebe
Zitterte das Lächeln der Madonnen
Um die Giebel und ins Blut.

Birnenzarte, mütterliche Brüste
Bot die Gottesmutter ihrem Kinde,
Ihre Hüfte bog sich gertenschlang
Unter'm Wind des heiligen Geistes,
Ihre Nähe fruchtete und zinst,
Gnade floß aus ihren Demuthänden.

Und der Milde beinah überdrüssig,
Wandten wir uns nach der Burg.
Die mit roten Wurzelstümpfen
In den Sandstein eingerammt, die Krone
In den Himmel hob. Rauchschwaden
Der Fabriken klebten zäh
Auf dem steilen Dach der Kaiserstallung;
Doch die Wildnis geil — und blinder Gäfte,

Unkraut, Baum und Sträucherballen
 Brachen aus zerborstenem Mauerwerk,
 Lekteln eine grüne Brandung, hoch
 An dem Barbarossabau und schäumten,
 Von der nackten Küste zurückgeworfen,
 Über Wall und Graben. Fast betäubt,
 Flüchteten wir in die Kühlung
 Der Kapelle, wo die Säulen ächzend
 Das Gewölbe tragen und der starke
 Heiland, ein verschollener Herzog,
 Von dem Kreuzthron finster segnet.
 Unsere Herzen wurden aufgespaltet
 Von der Art des gläubigen Trostes,
 Die im Blick des Christ auf uns herabfuhr.

Weil indes der Sommer draußen lärmte
 Und die Saaten schossen und der Ruß
 Nürnbergs unsere Haare schwärzte,
 Wir der blanken, singenden Maschinen
 Müde waren, die hoffärtig kreisen,
 Reichthum speien, Haß und Wahn,
 Auch die glitzernden Schaufenster
 Der Geschäfte unsere Sinne wirrten,
 Bogen wir zum Thor hinaus ins Freie.

Welch ein Atmen unterm Junimond!
 Im Kornfeld schliefen wir mit Reh und Hase,
 Ließen den gestickten Himmel
 Über uns wehn, einen seidigen Baldachin,
 Rade und Klatschmohn wuchsen aus unserm lallenden
 Munde, wir strolchten durch die knarrenden

Dörfer, sprangen durchs Johannisfeuer!
Milchiger Schein
hellte die Nacht, die Augenlider der Mädchen
Schwärmten und schlossen sich kaum vor quellenden Bildern.

Als die Halme steif und steifer wurden,
Der brennende Ozean des Sommers
Wellenschlag um Wellenschlag emporwarf,
Den Himmelsraum mit brotlichem Dufte füllend,
Zogen wir zum schlängelnden Tal des Maines,
Die Weinbergtreppchen auf und nieder tappend,
Blinzelten nach der Feuchte, probten genäsig
Mit der Lippe die Haut der Beeren.
Aber Würzburg, die versteinerte Traube,
Hing gesättigt an der Uferböschung,
Sein Brückenbogen spannte sich gelassen,
Seine Winkel plauderten gefällig,
Lockten mit Bechergeläut und kühlen Schenken,
Daß wir die Hitze unseres Wanderns dämpften,
Und vergaßen auf die Stunde.

Bis ein Wetterleuchten durch das Blut
Strich und wir vom Donnerschlag erwachten.

Über kupferne Dächer und Kuppeln
Warf der Gewitterunhold die Faust und gellte,
Da bäumten wir uns unterm prasselnden Guß,
Von der Geißel der Blitze wie zottige
Bachanten gejagt, an den tönenden Wagen der Lust
Gespannt, und flüchteten in die verlöschenden
Gärten, die um alte Schlösser faulen,
Unter Laub und Dämmerung begraben.



IM FICHTELGEBIRGE

Oh, wir schwelgten durch bröckelnde Portale,
Treppenhäuser, deren Früchtelhimmel
Tiepolo gemalt; und blonde Frauen,
Wie sie Riemenschneider heimlich lächelnd
Geschnitzt und aufbewahrt, umwohnten uns.

Die Nächte verlagen wir so an üppiger Tafel,
In den Gliedern flackerte Übermut,
Mit taumelnder Seele sogen wir den Geist
Vergangener Geschlechter, lebten noch einmal
Vermordetes Leben in gierigem Schauer;
Bis der heinerne Gast aus der Ecke
Vortrat und mit schartiger Sense



WEINBERGE AM MAIN

An das Zifferblatt der Uhren stieß,
Zögernd hoben wir uns vom beladenen Tische,
Hüftelnd bliesen wir die Kerzen aus,
Krochen in die eigne Wärme,
Wie abendliche Schwäne tun.

Und derweil wir allzu heidnisch,
Ohne Scham gewildert in den Dingen,
Löricht-irdischen, vergänglich-blinden,
Wuchs aus unserer Sehnsucht nach Erlösung
Wie der Weinstock aus vulkanischer Erde,
Jener Kreuzbaum, den einst Grünewald
In den fahlen Himmel bohrte.

Unsere Adern schwürten von der Qual,
Die des Menschensohnes Anliß zerrte,
Unsere glatten Leiber bogen sich,
Knickten unterm Sturmwind, der von Golgatha
Durch die Zeiten segte und wir standen,
Stümpfe, an den Bächen unserer Reue,
Laten Buße und zerstörten uns.

Aber weil das derbe Leben
Dennoch Recht behält, das Licht der Gottheit
Nur durch Widerspruch und Wolken leuchtet,
Reckten wir aus der Zerknirschung
Uns empor und folgten gläubig
Der Geschöpfe Spur, die ohne Frage
Atmen und vom Keim zum Kerne reifen.
Denn es schleppete sich der Herbst durchs Land.

Mit der letzten Garbe
Kletterten wir auf die Erntefuhr,
Die mit Rädern knirschend heimwärts rollte,
Hinter uns verblutete der Acker
In der Abendsonne, seine Wärme
Flüchtete in Schoß und Scheuer.

Brummend faßte die Maschine bald
Die Bündel und schlug sie hülsenleer,
Unser Nacken beizte von Schweiß und Staub
Des Drusches, wir trugen die prallen Säcke.
So zurechtgewerkelt und abgerackert,
Rafften wir mit wohliger Praße,

Was die fette Kirchweih bot. Heiße!
 Krapfen schmorten, säuerliche
 Käsekuchen fuhren an die Zähne,
 Most und braunes Bier
 Schwemmten über die schrägbeinigen Tische;
 Das Wirtshauschild, ein goldgestrichner
 Gänserich, hing schief und schnatterte,
 Aus den gelben Blechtrompeten quoll
 Die Musik ins Ohr, wir drehten uns
 Mit den Mägden durch die Diele,
 Stampften, lachten, wieherten und kniffen
 Arm und Wange, manchmal auch die Rundung
 Festen Fleisches; grünlich zuckte
 Mondgesicht im Weiher, die Wiesen schwammen
 Nebelzart; die Frösche quakten. —
 Durch die Adern, schlängleinsüß und tückisch,
 Kroch die Hitze und Rumor.

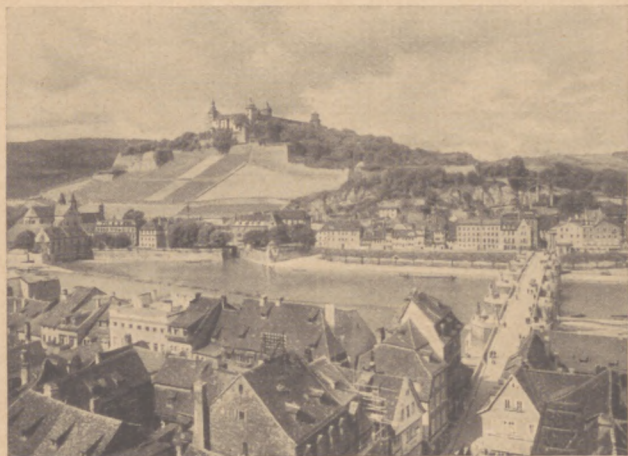
Sprach mein Herr, des Trubels überdrüssig:
 „Laß das Bölkchen purzeln um die Säcke,
 Die es eingeheimst, um Faß und Kelter
 Und Borräte gleich dem Hamster häufeln,
 Speck und Wurst und eingestampftes Kraut,
 Nüsse, Lannenzapfen, Buchenscheiter;
 Wir sind müd und lauschen einwärts.
 Eh wir in den kühlen Brunnen
 Der durchsichtigen Ferne tauchen,
 Wollen wir die mürbe Frucht vom Aste
 Lösen und die Nähe ganz genießen.
 Jetzt wird der Schmaek der Dinge echt,
 Ausgekocht, gegoren und gefiltert:
 Darum prüfe auf purpurner Zunge,



STADT WÜRZBURG MIT DER MAINBRÜCKE

Was Zukünftiges im Heute schläft,
Oh' der Schimmel und Verwesung
Durch die Säfte glimmen. Noch ist große
Stille überm Land; Zeitlose öffnet
Ihren blauen Kelch dem Abendstern.

Bald zerflattern die geweihten Wälder,
Brände wälzen sich durch feuchte Wipfel,
Und zerfressen Laub und Krone.
Hirsche röhren, Hifthorn stößt, die fleckige
Meute kläfft durch Filz und Loden;
Schwarzes Blut tropft aus der Wunde
Des gejagten Tieres und der Speßart



DIE FESTE MARIENBURG BEI WÜRZBURG

Dampft in Beize, Bier und Rausch;
Bis der Tag erblindet, ein Seufzer
Durch die Gründe geht.

Dann verstummt die Not der Kreatur,
Nur der Same, aus der Schote raschelnd,
Lastet, friert und wühlt sich in die bittere
Erde, in den Pelz aus Moos und Säulnis.

Nun hab acht und schmiede auf dem Amboss
Deines Herzens Gold und Eisen
In den fast geschlossenen Ring des Jahres;
Ohne dein Metall bleibt brüchig,

Was vollendet sein will, Zeit und Mensch.
 Rufe auch mein Roß, das witternde,
 Von der Halde; denn wir reiten heimwärts.
 Durch den Totenwind und über Gräber
 Reiten wir, das Haupt im Nacken,
 Durchs Geheul des Wilden Heeres,
 Das vom Fichtelberge herfaust,
 Durch den Neid der Zwerge, die gekrümmt
 In dem Dunst der Stuben hocken
 Und nach Götzen blinzeln; mittendurch
 Haß und Menge, Bahn und Lärm der Städte —
 Lachen, wenn der jähe Frost die giftigen
 Keime tötet, Schneekristalle flirren,
 Unter unserm Huf die Panzerplatte
 Jungen Eises tönt und fügen uns
 Wieder in das Schicksal: Ich als steingewordnes
 Bild und Wesen, Adel meines Volkes,
 Der zukünftigen Rasse Herr,
 Du als dienender und Unbekannter,
 Leib aus Frankenerde, Blut vom Blute
 Strömender Geschlechter. — Doch im nächsten
 Frühjahr sind wir wach, entfalten das Banner,
 Ziehen über die Stufen des Domes hinab
 Durch das ewige Franken!

E n d e



DÜRERHAUS IN NÜRNBERG

Von der Klette Unsichtbarkeit

Von Hans Friedrich Blunck

Einmal — das ist auch schon einige Jahrhunderte her — einmal starb ein alter Bürgermeister in unserer Stadt, der hinterließ ein einziges, schönes Töchterlein. Als das Kind nun so einsam war, hat eine Muhme sich seiner angenommen; sie war jedoch eine Frömmlerin, die der Jungfer das Leben sauer machte und sie vor aller Welt verborgen hielt.

Sie konnte aber nicht hindern, daß das Mädchen einen jungen Studenten liebgewann; und je hoffnungsloser die Liebe der beiden schien, desto inniger hielten sie zueinander.

Eines Tages wanderte nun der Student einmal wieder zur Stadt, um seinen Schatz zu sehen. Da kam unterwegs ein arges Wetter über ihn; er verirrete sich, und es wurde so rasch dunkel, daß er die Nacht in einem Wald verbringen mußte.

Im Wald blühte aber in jener Nacht ein Farenbusch zu einer wundervollen Blume auf. Es war eine Pracht, wie sie jeder Hagen alle hundert Jahre nur einmal sieht: Wald und Wipfel füllte sie mit ihrem Duft. Gegen Morgen aber verblaßte und zerfiel die Blüte, und an ihrem Kelch wuchs eine kleine Frucht, die macht den, der sie trägt, für jedermann unsichtbar — ja, merkt euch das, so etwas kann einem zur Nacht im Faren zustoßen. Und es kam so, daß der Student die Frucht im Aufstehen streifte und nicht spürte, wie sie an seinem Kleide gleich einer Klette haften blieb.

Er wandelte vielmehr fröhlich in den frischen Morgen hinein und freute sich, der Stadt nahezu kommen. Wie er aber vorm Thor in eine Schenke trat, die Thür breit hinter sich zuwarf und einen Trunk bestellte, mußte er erleben, daß die dicke Wirtin mit zwei Kalbslichtern neben dem unsichtbaren Gast in die

Wand starrte, drei Kreuze schlug und sich mit einem Schrei durchs Fenster hinausfallen ließ. Sie kam bald mit ihrem Mann und dem Pfarrer wieder; der geistliche Herr beschwor die Schenke, dazu den Studenten, der vor Erstaunen kaum den Mund aufthun konnte, stolperte über sein rechtes, dann über sein linkes Bein und polterte am Ende mit allen Heiligen wieder aus dem Haus.

Der junge Bursche, der nichts minder vermeinte, als das halbe Land sei in die Unvernunft geraten, folgte ihnen vor die Thür und fragte höflich einen vorüberkommenden Schneidergesellen, ob man hier etwas gegen wandernde Leute hätte. Worauf der arme Knecht sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte, schlotternd auf die Knie sank und den unsichtbaren Sprecher um sein Leben bat.

Als der Student ins Stadtthor eintrat, hatte er begriffen, was mit ihm vorgegangen war. Er war sehr unglücklich, lief drei Stunden von Kirche zu Kirche, schlug viele Thüren auf und zu und fand nichts, was ihn hätte heilen können. Dann kam der Troß über ihn. Und weil er sich seinem Mädchen nicht offenbaren konnte, ohne es traurig zu machen, und alle Bürger sich wie unvernünftig gebärdeten, wenn er sie nur ansprach, tat er sich etwas darauf zugute, sich den Menschen in ihre Geheimnisse zu setzen, ihnen das Bier wegzutrinken und die Teller leer zu essen. Denn auch sein Geld war von der Unsichtbarkeit ergriffen, und Hunger und Durst taten es ihm hart an.

Nun hatten die Bürger damals einen großen Schiffsweg zur Nachbarstadt gebaut. Aber sie hatten nicht viel Freude daran. Drei Stunden vorm Thor, wo eine große Wassermühle stand, hatte sich nämlich ein alter Unhold eingenistet. Der sog der Fahrt das Wasser weg, belästigte die Schiffer, tauchte sie und tat noch Schlimmeres mit ihnen, so daß kaum noch einer wagte, den nagelneuen Wasserweg zu benutzen.

Da ließen die Bürger im Sommer eine Auslobung ergehen.

Wer den Wassermann vom Schiffsweg vertreibe, dem solle die Mühle zu eigen sein, und er dürfe sich die schönste Bürgerin zur Frau aussuchen. Es blieb aber alles, wie es vorher gewesen war, niemandem ist es gelungen, mit dem Unhold fertig zu werden.

Nun hörte auch der Student von der Geschichte reden, und weil ein Mädchen als Preis über allem stand und er sonst nichts mehr zu hoffen hatte, beschloß er, sein Stück zu wagen.

Er kaufte sich also eine Sichel, machte sich auf den Weg, kam abends zu der verlassenen Mühle und legte sich, unsichtbar, wie er war, im Mahlraum zur Raft.

Gegen zwölf Uhr nachts erhob sich wirklich ein Rauschen vom Wasser, die Tore wurden aufgestoßen, der Unhold kam in die Kammer und mit ihm einige lose Schifferdirnen.

Als er kaum eingetreten war, spürte er, daß ein Fremder in der Kammer war. Er glaubte sich verraten, begann zu suchen, wild um sich zu schlagen und kröpfte die Weiber in seiner Wut. Da holte der Student mit seiner Sichel aus und erlegte ihn mit einem einzigen Hieb. Dann fuhr er eilig zur Stadt zurück, um sich seinen Gotteslohn zu erfragen.

Aber wo er auch anklopfte, niemand glaubte ihm. Es wußte ja auch niemand, ob da ein rechter Mensch vor ihm stand, die Klette klebte dem Studenten noch immer an seinem Wams! Gegen Mittag stand er unsichtbar vor dem hohen Rat der Stadt. Und er rechtfertigte sich und erklärte, wie alles gekommen sei. Dann verlangte er die Mühle und die Hand seines Mädchens.

Das gab viel Kopfschütteln. Die hohen Herrschaften berieten lange und kamen endlich zu dem Entschluß, daß man dem Unsichtbaren die Mühle wohl geben müsse, weil er ein deutsches Wort führen könne. Aber eine Jungfer der Stadt, meinten die Herren, und da hatten sie wohl recht, könne er erst zur Ehe verlangen, wenn er sich als Fleisch und Blut ausgewiesen hätte.

Das war ein sehr trauriger Entscheid. Denn niemand konnte dem Studenten sagen, was eigentlich mit ihm sei, und wie lange seine Unsichtbarkeit dauern würde. Als deshalb die hohen Herren immer nur den Kopf schüttelten, ging der Student schnurstracks vom Rathhaus zu seiner Liebsten und eröffnete sich ihr. Sie erkannte ihn auch an der Stimme, weinte, sprach ihm aber doch Mut zu und ließ sich von dem unsichtbaren Gast küssen, so viel er wollte.

Gerade da kam die Muhme mit ihrem Pfarrer atemlos von der Straße heraufgesezt. Es war inzwischen in der Stadt herumgekommen, wen der Fremde aus der Mühle gewählt hatte; das Weib war außer sich, schalt schon in der Thür laut auf ihr Pflegekind und schmälte sich allen Ärger und alle Bosheit von der Seele. Den Studenten sah sie ja nicht.

Ein alter Kater kam mit ihr über die Schwelle, witterte sonderbar und sog die Nase ein ums andere Mal voll. Und als er dem unsichtbaren Gast an die Rockschöße geraten war, rieb er sich so recht wohligh daran entlang, bis er selbst sich die Klette in den kahlen Pelz geschauert hatte.

Das gab ja nun erst den rechten Lärm, als der Student mit einemmal ertappt und wie ein Spuk leibhaftig in der Kammer stand. Die Muhme schrie um Hilfe, und es war auch wegen des bösen Leumunds gut, daß außer dem Pfarrer keine Fremden zugegen waren. Das Fräulein tat allerdings, als sei ihr alles gleich, und wollte nicht aufhören, den Wiedergewonnenen vor aller Augen zu herzen.

Der Kater aber wunderte sich sehr über die schweren Stiefel, an denen er sich geschauert hatte, machte einen Satz zum Pfarrer und wollte auf dessen Schoß schnurren. Worauf der, als er das warme Fell fühlte, ohne etwas zu erblicken, sehr erschrak und mit allen Heiligen auf den Geist einprügelte. Der Kater fauchte, rettete sich mit Behendigkeit auf einen Schrank und fand einen Hasen mit roten Fischen, die er sich, weil unter ihm

alles durcheinander schrie, gern zum Nachtmahl gewonnen hätte. Aber der Topf ging dabei zu Bruch, polterte gespenstisch und zersprang auf dem Flur, worauf das Tier mit schlechtem Gewissen noch einige Näpfe und Schüsseln auseinander trat, so daß die Kammer so recht spukhaft, niemand wußte woher, zu rumpeln und zu klirren begann.

Weil ihm aber niemand dafür etwas zuleide that, meinte der Kater, seinen guten Tag zu haben, und klomn an einem ihm sonst verbotenen Käfig hoch, auf dem nach alter Gewohnheit der Papageienvogel der Ruhme saß. Und weil der nicht vor ihm auswich und nur erstaunt in den Wirrwarr schalt, packte der Kater ihn, schüttelte den Flügelschläger am Genick und kämpfte ein wenig mit seinem bunten Gefieder.

Wo aber eben noch ein Papagei gefessen hatte, saß auf einmal ein schwarzer Kater, der vor Erstaunen über das Unsichtbarwerden seiner Beute sein Maul aufthat und die Augen zukniff. Es sah aber aus, als hätte er mit einem Schluß den Vogel verschlungen, und wie das schwarze Fell so aus dem Nichts aufstand, vermeinte der Herr Pfarrer den Bösen selbst vor sich zu haben, hub an zu lamentieren und alle guten Geister zu wecken.

Der entronnene Vogel, der sein Genick noch schmerzhaft spürte, flog währenddessen mit erregten Worten unsichtbar im Zimmer umher, setzte sich endlich der Ruhme auf die Schulter und kniff sie ins Ohr, um ihr so recht herzhast von seinem Leiden zu erzählen. Wie die aber den unbegreiflichen Gast spürte, kämpfte sie mit aller Leibesstärke, mit der sie wohlbewehrt war, um Barmherzigkeit, schrie wie außer sich, drehte sich und packte in des Vogels Federkleid, bis der endlich leibhaftig vor ihr stand und sie aufatmen konnte.

Aber — die Ruhme war verschwunden. Sie selbst spürte es natürlich nicht, sondern fragte den Herrn Pfarrer, was dem nun eigentlich sei, und ob er sich nicht aufraffen und den Teufelspuk aus der Thür jagen wolle.

Aber niemand antwortete ihr, es war wie eine Blindheit, die alle ergriffen hatte. Sie sah nur, wie der Herr Pfarrer sich den Schweiß von der Stirn tupfte und sah in unmäßigem Zorn, wie die zwei Liebenden sich ein Zeichen gaben, aus der Kammer schlüpften und, ehe jemand sie aufgehalten hätte, die Thür hinter sich zuschlugen, als wollten sie sie nie wieder öffnen.

Daran haben sie wohl auch am besten getan. Ich weiß nicht, was aus der Muhme geworden ist, ich weiß auch nicht, ob der Klette Unsichtbarkeit noch heute ihr Wunder tut, noch wer in ihrem Schutz vielleicht hier unter uns hockt. In der Chronik liest man nur, daß die Tochter des weiland Bürgermeisters und der, welcher den Wassermann erschlug, manche Jahrzehnte die Mühle vorm Tor besessen haben. Und es ist viel Fruchtbarkeit und Schelmerei von ihrer Liebe ausgegangen, die sich heute noch in unserm Land erhalten hat.





DON PERICO

Der Herr der zinnernen Berge

Roman von Werner Jlling

I.

Dona Asuncion hockte barfüßig vor dem Herdwinkel, den Perico Puma neben der Tür seiner Lehmhütte aus leeren Petroleumkisten gebaut hatte. Sie häufelte mit ihren Kinderhänden trockenen Yamamist über die Glut. Im Eisentopf brodelte das landesübliche „Picante“, eine brennrote dicke Suppe aus Mais, erfrorenen Kartoffeln und Pfefferschoten. Sie hätte gern ein Meerschweinchen hineingeschnitten, um Perico nach vielstündigem Ritt über die eisigen Hochpässe zu stärken, aber niemand hatte ihr eins geborgt.

Von allen Feuerstellen des Indianerdorfes Bombo stieg weißer, schwelender Rauch auf. Die Sonne war hinter dem Cerro Pardo gesunken, einem stumpfen braunen Regelsberg, der wie

ein ungeheurer Schutthaufen gegen den Himmel stieß. Ihr kaltes weißes Aquatorlicht flog über die Trachytmauern der nächsten Bergkette; zerrissene Gipfel, grau und öde, funkelten einen Augenblick lang wie Riesenkristalle, dann schimmerten nur noch im blausilbernen Glanze, unendlich fern, aber messerscharf umrissen, die Gletscher der Königskordillere. Rasch fiel der Abend ein.

Die Dampfpfeife der Zinngrube Santa Maria, drüben jenseits des Flusses, blies einen weißen Strahl ins zunehmende Dunkel, ihr dünner Ton traf Sekunden später das Ohr. Die Schicht war beendet. Aus dem Tor des Ingenio drängten sich Männer, gelbbraun mit Erzstaub gepudert, in kurze Ponchos und derbe Wollschals gehüllt. Das schläfrige Dorf erwachte. Mit schrillen, langgezogenen Rufen trieben die Weiber ihre Nachkommenschaft zusammen; eine laute Unterhaltung von Kochfeuer zu Kochfeuer begann. Ja, die hatten es gut. Die Männer verdienten ein paar Pesos in der Woche, aber Perico verdiente nichts. Perico war Borarbeiter auf der Grube Santa Maria gewesen, da hatte er viel verdient. Oh, es war eine gute Zeit gewesen, eine sehr, sehr gute Zeit . . .

Asuncion zerrte den Holzkanim durch ihr blauschwarzes Haar und zog es glatt nach dem Hinterkopf, sie gehörte ja nicht zu den Indianerweibern, die steife strähnige Böpfchen bis auf die Schultern trugen, sie hatte einen roten und einen grünen Falkenrock unter der Matraße des breiten Messingbetts versteckt und Sonntags trug sie gelbe Schnürstiefel bis unter die Wade, sie war eine Chola, eine aus der Mischlingsklasse. Und ein Cholo war Perico Puma, trotz seines indianischen Namens. Wenn es möglich wäre, daß fremdes Blut im Blutsee einer Sippe einfrore und erst nach Hunderten von Jahren plötzlich auftaute, so mochte einer der wilden Kerle im schwarzen Brustharnisch, die unter dem Generalkapitän Francisco Pizarro von Spanien herübergesegelt waren, sein Ahnherr sein. Er war verschlagen wie ein Indianer und stolz wie ein Kastilianer. Niemand hatte

ihn jemals lächeln sehen. Weil er zu stolz war, sich befehlen zu lassen, hatten ihn die Gringos, die weißen Herren auf Santa Maria, zum Teufel gejagt. Ein Arbeiter muß gehorchen können, so will es die Ordnung in dieser Welt.

Der Cerro Pardo verfärbte sich, als hätte ein mutwilliger Berggeist violette Tinte über ihn ausgegossen, die beim Auf-trocknen sogleich schwarz wird. Die Dämmerung wechselte, schoß rofgolden auf, verblich, wurde beryllfarben, glasig und kalt. Die Lehmhütten, niedrig und fensterlos, weiß, rosa und grün gefalckt, die sich in langen Reihen an den Abhängen des Rio Amarillo hinzogen, versanken im grauen Schieferschutt. Der Himmel überdehnte sich, plötzlich traten die Sterne an den Horizont und bauten sich in steilen Rundbogen bis zum Zenit empor. In wenigen Minuten war es Nacht geworden.

Drüben am Berghang blinkte es auf, als wäre ein Fabeltier mit hundert feurigen Augen aus der erzenen Tiefe hervorgekrochen; sie hatten in den Kesselhäusern und Wohngebäuden des Ingenio das elektrische Licht angezündet. Vor dem Hause des Chefingenieurs, des Gerente, strahlte die drahtvergitterte Lampe wie ein trübes Gestirn. Aus dem Flußbett, in dessen Mitte jetzt zur Winterszeit ein dünnes Bächlein gelber Brühe rieselte, scholl das Knurren und Blaffen der Dorfköter herauf. Sie kämpften um die Kadaver der gefallenen Zugtiere. Ein paar Gitarren zirpften schüchtern.

Dona Asuncion spann einen dichten Mantel von indianischer Traurigkeit um sich, ihr Leben war Demut und Dienst, Wartekönnen und stille Ergebung. Angst vor Geistern und Dämonen lauerte tief in ihrem Blut. Der Beistand des Kreuzes bot ihr keine Sicherheit, er wirkte seit kaum vierhundert Jahren auf dem Dach der Neuen Welt. Aber die Seele des Indianers und Halbindianers verändert sich langsam wie verwitternd Gestein.

Sie wärmte die Hände über dem Feuer und schabte sich gedankenlos die Schmutzkruste von den Beinen. Alles geht, wie

es Gott gefällt. Stürze in keine der Steingruben, Väterchen Perico, die von den Toten gegraben werden, damit die Lebenden darin umkommen; paß auf, daß der Teufel nicht in deine Mula fährt und dich vom Felsenrand in die Tiefe schmettert. Tod und Teufel sind wach, wenn die große Inkasonne schläft . . .

Plötzlich bellte ein Hund, andere fielen ein, die struppigen Dorfswächter schlugen Alarm. Hufgetrappel näherte sich. Dona Asuncion erhob sich ächzend und starrte in die Finsternis hinaus. Das konnte nur Perico sein, und er war wohl müde und mißgestimmt, denn sie vermisse anfeuernde Flüche und den scharfen Schlußgalopp. Sie trat eilig in die Hütte und zündete die Petroleumfunzel an, die ihren gelben Schein durch die Türöffnung warf, lief dann in den kalten Nachtwind hinaus, um ihren Gebieter zu empfangen. Die Kinder, stille Geschöpfe mit ernstesten Augen, krochen aus den Ecken hervor und schielten hinter ihr drein.

Perico riß in die breite Hebelkandare. Das Maultier streckte alle viere von sich. Die Lastmula, die er mit kreisenden Zügelenden vor sich hergetrieben hatte, stolperte ein paar müde Schritte weiter. Einen Augenblick lang bildeten Tier und Reiter ein Monument; der lange Poncho, der bis auf die Steigbügel niederfiel, verschmolz beide zu einer machtvollen Gruppe, die schwarz gegen den aufhellenden Nachthimmel stand. Eine dankbare Nation liebt es, ihre siegreichen Revolutionsgenerale in dieser Haltung in Bronze gegossen auf hohen Marmorsockeln zu verewigen.

Mit faßenhafter Gewandtheit glitt Perico aus dem Sattel und winkte Enrique, seinem Ältesten, einem halbwüchsigen Burschen, die beiden Tiere abzugurten. Der Sättel ledig, wälzten sich die Mulas im Staube, krümmten die Rücken, schnaubten vor Freude und stampften die Luft mit den Hufen. Enrique brüllte und fluchte, wie er es von den Carreteros, den Karrenführern, gelernt hatte. Er brauchte eine gute halbe Stunde, sie mit Hieben und Tritten in den Korral zu treiben.

Pericos schwarze, unstete Augen spähten aus dem Schließ zwischen der tief herabgezogenen Hutkrempe und dem Wollschal, der sein Gesicht bis über die Adlernase verhüllte, wie aus einem Visier hervor. Die Kinder verschwanden lautlos. Dona Asuncion rückte den Topf vom Feuer und trug ihn in die Hütte, sie hatte begriffen, daß ihr Gebieter nicht zu sprechen wünschte. Der Handel mit den Pelzjägern war fehlgeschlagen, das hatte sie schon am leeren Packsattel der Lastmulla erkannt.

Bombo lag mehr als viertausend Meter über dem stillen Ozean in einer öden Steinwüste ohne Baum und Strauch, aber es war ein Ort des Friedens und der Geborgenheit gegen die Camps der Jäger, die am Gletscherrand den seltenen Chinchillaratten nachspürten. Die Jagd auf Chinchillas war verboten, also lohnend, vor allem für die Zwischenhändler, die dort über die Grenze gingen, wo die Höhenkrankheit den Zöllnern das Blut aus den Lungen trieb. Die Pelzjäger waren Männer spröde wie Eis und hart wie Granit, mochte der Teufel mit ihnen handelseinig werden.

Perico schnallte den Sporn, ein handtellergroßes schmiedeeisernes Marterrad, vom linken Stiefel. Ein Mann, der auf sich hält, klirrt nicht im eigenen Haus mit der Bier des Reiters. Nachdem er einen kleinen schweren Ledersack vom Packsattel gelöst und in die Ecke geworfen hatte, machte er sich an die Mahlzeit. Den Schal unter das vorspringende Kinn gedrückt, kostete er von der roten Pfefferbrühe und fischte mit dem Blechlöffel nach etwas, das er nicht finden konnte, weil es nicht den Weg in den Topf gefunden hatte.

Dona Asuncion duckte sich. Wenn der Topf gegen die Wand krachte, daß die Lehmmauer zu rieseln begann und sein Inhalt wie ein Blutopfer von der Decke tropfte, oh, dann mochte es gut sein, dann war nichts geschehen. Aber wenn der Mann die Faust hob und sie dort niedersausen ließ, wo die Frau kauerte, oh, dann war es ein schlimmer Tag . . .



Perico ließ den Löffel aus der Hand in die Brühe gleiten, er wahrte seinen Gleichmut, aber schrecklich finster sah er aus. Asuncion schöpfte aus dem hohen Tonkrug die Chicha, das selbstgebraute Maisbier, bot ihrem Herrn schüchtern das Glas. Er schwappte den Schmuß, der unter dem trüben Spiegel schwamm, auf den Fußboden, trank, goß den Rest, der Landessitte entsprechend, in den Biersumpf vor dem Bett, der nie austrocknete, trank noch einige Gläser in stumpfem Hinbrüten, dann wickelte er sich in den Poncho und warf sich auf das Lager. Den Hut zog er über das Gesicht. Er glich einem Toten, einem, der auf der Reise nach unbekanntem Zielen von Räubern erschlagen worden ist.

Die Kinder, die sich zwischen schmutzverklebten Lamafellen im Winkel schlafend gestellt hatten, krochen lemurhaft hervor, fuhren mit den Händen in den Topf und stopften sich in stummer Eile die Mäuler. Die Mutter verteilte einen Brotfladen.

Und wo blieb Schwager Manuel, Asuncions Schwagermann? Ein Kerl, der immer gut aufgelegt war, der Schwager. In Amaru, der Hauptstadt des Departements, rasierte er den Präsekten und den Kommandanten der Garnison und er zog den Offizieren wohlriechende Scheitel, hatte sein gutes Auskommen, spannte aber wie der Geier auf Nebengeschäfte. Er war mit Perico zu den Jägern geritten, hatte wohl auch ein Bündel Pesoscheine zwischen Hemd und Weste versteckt gehabt . . .

Perico, was ist mit Manuel, der lachen kann, wie niemand lacht, der in der Felsenöde geboren ist? Der Urwald hat ihn gewiegt, an den Ufern des großen Meeres ist er aufgewachsen. Dort sind alle Menschen fröhlich.

Asuncion war gewohnt, nur in Gedanken zu fragen und zu schreien. Ihr stumpfes Kindergesicht war ohne Ausdruck, als sie dem verpuppten Schläfer einen scheuen Blick zuwarf, sich in das Umschlag Tuch hüllte und durch die Tür huschte.

Perico schlief nicht. Seine kalte und metallische Seele —

wenn er überhaupt eine besaß — war in Schwingung geraten. Da klang vieles übereinander und durcheinander wie das Heulen des Windes zwischen Felsenengen und das melancholische Geufzen der Hirtenflöten, der Quenas, die durch die Täler klangen. Hart am Rande des Indianerelends lebst du, Puma, mußt dir schlechtes Zinnerz von den Halden stehlen und zwischen stinkendem Mas im Fluß auswaschen. Aber die fremden Herren sprengen edles Gestein aus dem Cerro Pardo und bestehlen das Vaterland um seinen Reichtum. Fahrt zur Hölle, ihr Yankee! Fahrt zur Hölle, ihr weißen Räuber!

Perico lag still wie ein Toter, Frau und Kinder waren vergessen, der Hunger, der in seinen Eingeweiden wühlte, hatte keine Macht über ihn, ein finsternes Triumphgefühl hob ihn über den kläglichen Augenblick hinaus. Der Haß gegen alles Fremde und die glühende Liebe zu seiner Heimat verschmolzen ineinander. Er stand unter Druck wie ein Vulkan vor dem Ausbruch.

Dona Asuncion kniete vor das erkaltende Feuer hin und starrte nach der Schlucht, die der Schatten des Cerro Pardo in ein helles und dunkles Geisterreich zerteilte. Der halbe Mond blühte wie eine Scherbe aus spiegelblankem Eis. Er stieg und floh in die Kälte der Weltnacht hinaus. Dafür rückten die Sterne umso näher, funkelnde Kugeln, die man greifen konnte, wenn man sich auf die Zehen reckte.

Aus der elenden Lehmhude am Fluß unten, über deren Tür ein Blechschild mit der Aufschrift „Hotel Colon“ hing, klang Gelächter und roher Gesang herauf.

Bitter kalt piff der Wind.

Über die Paßhöhe schwebten, von der Erde abgelöst, grünlich leuchtende Gletscherfrauen. Der Geist des Schwagers Manuel kniete vor ihnen und bat, sie möchten ihn in die Waldheimat hinabziehen lassen zu seinen Ahnen, die unter Palmen und Luftwurzeln auf die Seelen ihrer Kinder warteten. Er bet-

felte und weinte, aber es klang wie gutturales Niggerlachen oder wie das Glucksen einer kleinen Kürbistrommel. Dona Afuncion fröstelte und wollte ins Haus, da tönte ein Ruf vom Fluß her, die Hunde bellten, ein Reiter jagte heran, verschwand zwischen den Hütten und brach wieder hervor, als heßte ihn der Leibhaftige. Da war er, da war Don Manuel! Er rutschte aus



dem Sattel, taumelte zwei Schritte, setzte sich auf einen Steinblock und preßte die Hände gegen sein Herz. Das Tier stand mit gesenktem Kopf neben ihm.

Es war nicht der lustige Schwager Manuel, der sich gestern mit einem derben Scherzwort verabschiedet hatte. Sein fettes, gelbliches Nestizengesicht war gespensterbleich wie der Mond, er atmete hastig und keuchend. Sein Blick ging wesenlos durch Dona Afuncion hindurch und durch das Haus und hob alle

Dinge auf, als wären sie nur Schimmer und Schein. Die junge Frau konnte nicht wissen, daß er oben auf dem Paß vom Höhenwindel erfaßt worden war und den bequemern Weg über die Karrenstraße der amerikanischen Grube gewählt hatte. Perico ritt stets durch die steile Schlucht. Sie konnte nicht wissen, daß ihm angesichts des Dorfes die zurückgedämmte Gespensterangst ins Genick sprang und ihn auf Tod und Leben vor dem phosphoreszierenden Nichts davongaloppieren ließ. Aber nun war er ja da, an allen Gliedern zitternd zwar, aber da. Dona Afuncion fühlte sich dankbar und glücklich. Sie lebte in der Gegenwart; die Angst der vergangenen Stunden war nie gewesen. Während sie das Feuer anblies, fragte sie den mittel-samen Schwager nach dem Pelzhandel.

Don Manuel wiegte sich auf dem Stein, um die Muskeln und den Zusammenhalt seines Leibes zu spüren. Er schaute noch

immer ins Leere und glich einem Menschen, der jenseits seiner Haut in unbekanntem Regionen schweift. Endlich schob er den Hut aus der Stirn, als wäre ihm zu heiß. „Que diablo! Weißt du es denn nicht? . . . hat dir Perico nichts gesagt?“

Asuncion schüttelte den Kopf. Sie ahnte, daß zwischen den Männern etwas Geheimes spielte, etwas Gefährliches.

„Wenn du das Maul nicht halten kannst, Manuel, reiße ich dir die Gedärme aus dem Bauch!“ könnte es aus dem Hause. Perico war noch nie so wach und hellhörig gewesen wie in dieser Nacht. Lag er gleich einem Toten auf dem Bett, so konnte er doch fluchen und fürwichtiges Geschwätz zum Verstummen bringen.

Manuel antwortete nicht, er grinste verständnisvoll, er nickte. Recht hatte der Schwager. Als es geschehen war, dort oben hinterm Berg, hatte er keine Miene verzogen, keinen Satz zuviel gesagt, höchstens, daß die kalte Schwärze seiner Pupillen noch kälter geworden war. Recht hatte er, jedes verführte Wort war von Übel. Aber man war aus heißerem Blut zusammengekocht als Perico, man konnte es bei Gott und allen Heiligen nicht länger bei sich behalten.

Er zog Dona Asuncion ganz dicht an sich heran, schlug den Poncho um sie und steckte den Kopf unter den Halschliß. Sie hockten nebeneinander wie in einer dunklen Höhle, die sich mit Körperwärme füllte. Und er wisperte an ihrem Ohr so fein, daß nicht einmal die mondhelle Nacht etwas davon hören konnte, geschweige denn der Schwager drinnen im Haus.

„Wir sind reich, Asuncion!“ wisperte Don Manuel. „Wir sind reicher als die Yankees!“ Er nahm den Mund gern ein bißchen voll. „Als wir über den Cerro ritten, auf der andern Seite, stürzte Perico. Seine Mula war in ein Kaninchenloch eingebrochen. Er hob den Stein, auf den seine Hand geschlagen war. ‚Cassiterita‘, sagte er, ‚mindestens achtzig Prozent . . . die Yankees von Santa Maria haben nur sechzig . . . Reiches Zinnerz, wie es in der ganzen Gegend keines gibt!‘

Wir haben eine mächtige Ader gefunden, wir sind reich, Asuncion! Morgen reiten wir nach Amaru zum Registrieren. Das Geld bring' ich zusammen. Halbpant, Perico und ich . . .“

Er fiebert, seine Zähne schlagen gegeneinander, sein Atem dampft. Alles verwirrt sich vor ihm, Geld, Macht, Reichtum und die Bunttheit des Lebens. Seine Gedanken schießen hin und her wie metallisch glänzende Kolibris. Er packt zu, er vergift, daß Asuncion die Frau des Perico und die Schwester der eigenen Frau ist.

Dona Asuncion hat beide Fäuste in den Mund gepreßt, um nicht zu schreien. Wer kann eine solche Neuigkeit stumm ertragen! Seidene Röcke, grellgrün, grellrot, grellgelb, Goldschmuck, schwer und klirrend . . . ein Karneval taumelt durch ihr kleines, phantasieungerewohntes Hirn. Ah, sie hat keine Zeit, die Freiheiten zu bemerken, die sich der Schwager herausnimmt.

Als er endlich zu sich kommt, raunt er ihr mit verbissener Zärtlichkeit Worte ins Ohr, die er von dem andern gehört hat: „Wenn du das Maul nicht halten kannst, Asuncion“, flüsterte er, „reiß' ich dir die Gedärme aus dem Bauch!“

Sie nickt und lächelt. Sie wird schweigen, wie sie es bei ihrem Ehemann gelernt hat. Schweigen und das Herz in Gleichmut verhüllen.

Dann gehen sie ins Haus und zu Bett. Perico wälzt sich zur Seite. Dona Asuncion darf in der Mitte liegen, der Schwager rollt sich an den Rand. Schon geht sein Atem tief und rasselnd, schon schläft er. Und es schläft Dona Asuncion, das Gesicht in die Arme vergraben wie ein Kind. Perico Puma wacht mit geschlossenen Augen, sein Gehirn rechnet scharf und genau, obgleich er niemals nach der Methode rechnen gelernt hat.

Wie leiser Herzschlag dringt durch das Lal das Maschinengestampf der Grube Santa Maria.

*



Perico stand lassoschwingend inmitten des Korral, der wie ein Krater dampfte. Es gibt keine Morgenbeschäftigung, die das Blut heftiger in Wallung brachte und das Gehirn lebhafter anregte, die gesamte Schöpfung zu verfluchen, als aus einer Herde von verrückten, zähnesletschenden, stampfenden, schnau-

benden und mit allen Bosheiten begabten Mulas die beiden Tiere herauszufangen, die man braucht. Enrique half beim Satteln, zog die Gurte fest und trat den Bieestern in die Bäuche, in die sie arglistig Luft geblasen hatten.

Verschlafene Männer schlursten am Hause vorbei, stumm und verdrossen, wie die Mineros in aller Welt, die vor der Sonne in den Bauch der Erde einfahren. Der Schornstein der Zinngrube schien unnatürlich verlängert, die schwarze Qualmsäule stand lotrecht und dünn in den glasigen Morgenhimmel hinein.

„Oh, Perico!“ rief einer von den Cholos, ein Vorarbeiter, der mit Puma zusammen in der Förderbahn gearbeitet hatte. „Du hast wohl kalt am Hintern, daß du ihn schon in aller Frühe warmreifen mußt!“

„Du kannst ja mal deine Kognase hineinstecken, Pancho!“ antwortete Perico freundlich, dann rief er nach Futtergerste.

Hatte er auch die beiden Mulas im Verlauf einer Viertelstunde an die hundertmal ersucht, auf der Stelle zu verrecken und zur Hölle zu fahren, so wünschte er doch zunächst von ihnen nach Amaru getragen zu werden; siebzig Kilometer durch das Felsental und über die steinharte Puma, die Kordillerenhochebene, in die der Rio Amarillo einmündete wie in ein Meer aus Staub und Steppengras. Perico, der ganze Tage lang vor seiner Hütte saßen, schwarze Zigaretten rauchen und vor sich hinstarren konnte, brannte plötzlich auf jede Minute. In dieser langen Nacht hatte er die indianische Trägheit, die Bereitschaft, alles auf morgen, übermorgen oder nie zu verschieben, für alle Zeiten abgetan.

Nein, Futtergerste war nicht da. Woher auch? Der Schwager hat Geld, man kann zum Intendente, zum Dorfschulzen, schicken und diesem Gauner für den doppelten Preis ein paar Bund abhandeln. Don Manuel war indessen in die Kneipe gegangen, um sich mit Traubenschnaps zu stärken, er ahnte einen scharfen Tag.



Aber der Indianer Yupanqui kam mit seinen sechs Eselchen, die folgsam wie die Hunde hinter ihm her trotzteten; und er kam wie gerufen. War es nicht immer so? Wenn jemand im Dorf an Gerste oder Hirse dachte oder an Chunos, im Wasser geweichte gefrorene Kartoffeln, watete da nicht schon Yupanqui durch den Fluß, die Sandalen in der Hand, und näherte sich unterwürfig der Hütte, wie ein Sklave, der seinen Tribut abgeliefert? Er besaß in einem Seitental ein paar elende Felder, kaum größer jedes als die Bodenfläche eines Zimmers, jedes mit einem Wall von Steinen eingefast, damit der Sommerregen die winzige Erdschicht nicht hinwegschwemmt. Dort ackerte er mit dem Holzpflug, trieb vorzeitliche Landwirtschaft und ein wenig Lamazucht. Aber wer kümmerte sich darum, wie sich der Indio in den Quebradas, den abgelegenen Bergschluchten, durchschlägt, was er tut und denkt? Sein Bruder Indio im Dorf, der in der Grube arbeitet oder als Karrenführer seinen Lohn erschuftet, blickt auf den Bauern und Hirten verächtlich herab. Der Cholo gar, der auf der sozialen Rangleiter so hoch hinaufklettern kann, daß ihm Ordenssterne und Generals-

epauletten winken, der hält den kleinen zartgliedrigen Quecha für eine Laus, die so winzig ist, daß es nicht verlohnt, sie zu knicken.

„Warum bist du nicht schon früher aufgestanden, du Drecksohn!“ herrschte Perico den Indianer an, der sich demütig vor ihm verrenkte. „Gerste für die Mulas!“

Dupanqui entschuldigte sich wimmernd, der grüne Kokaspeichel rann ihm aus dem Mundwinkel. Wer kam ein solches Leben der Schande ohne Koka ertragen, die über den irdischen Jammer hinwegträgt in eine dumpfe Seligkeit? Man kaut die kleinen getrockneten Blätter, in die ein guter Geist Freude und Vergessen hineingezaubert hat, und wird stark, ein Held, wenn auch die andern nur ein winselndes Nichts vor sich sehen. Man kaut aus Koka und grauem Kalk eine



Kugel, die in der Mundhöhle rotiert, und schon schwinden Durst und Hunger, Müdigkeit und Trauer; man überdauert die Leiden und das Alter wie die Sonne das Reich der Finsternis. Nach außen freilich ist es gut, schwach zu erscheinen. Dupanqui jammerte, während er das Gerstensäckchen losband: „Ay, tatai! Ay, ay . . . Väterchen, verzeih mir . . .“ Er jammerte, während er den Mulas das Futter vorschüttete und bat weinerlich um Geld, auch für das letztemal . . .

Da ergrimmte Perico Puma ernstlich. Er versetzte dem Indianer einen Tritt, daß er in den Staub rollte. Die Esel traten scheu zur Seite. Welche Dreistigkeit, schon am frühen Morgen unverschämte Forderungen zu stellen!

Dupanqui erhob sich leicht wie einer, der im Fallen und Getretenwerden geübt ist, warf die Steinschleuder aus bunter

Lamawolle über die Schulter und entfernte sich langsam wiegenden Schrittes. Die Eselchen trabten mit zierlichen Hufen hinter ihm her. Als er aus dem Haus Schatten in die Sonne trat, die eben aus einer Strahlengarbe in den Raum empor schoß, glänzte sein Gesicht wie poliertes Kupfer; adlernasig, schmal und von edler Düsternis angehaucht, glich es dem des Perico Puma wie eine brüderliche Maske. Aber vielleicht erlaubte sich nur der grelle Widerschein einen grausamen Scherz. Als sich Dupanqui noch einmal zurückwandte, war er nichts als ein verprügelter Hund, ein Abbild der Verkommenheit, ein Indio niederster Klasse, ein Paria. Er zog den breitrandigen Filzhut, den er vor Perico ehrerbietig abgenommen hatte, über seine bunte Zipselmütze und griff in die Ledertasche, die er um den Hals trug. Koka war darin und grauer Kalk.

Enrique pflöckte die Tiere ab und legte ihnen die Bügel an. Die beiden Männer sprangen in die steilen Bocksäffel. Kaum schoben sich ihre Füße in die Holzbügel, donnerten die Mulas davon. Magere Schweine stoben quiekend auseinander, räudige Köter drückten sich zwischen die Hütten. Dona Ufuncion blickte lange der Staubwolke nach, die den Reitern wie der Rauchfaden einer Zündschnur folgte. Sie kaute nachdenklich an ihren Fingernägeln. So reitet das Glück, so schnell reitet das Glück . . .

Dann überlegte sie, daß es an der Zeit sei, ihre Schönheit zu pflegen. Sie schickte eines der Kinder auf das Strohdach, um den Nachttopf herzuholen, dessen Inhalt sich im Laufe der Tage in eine zwar nicht wohlriechende, aber den Haarwuchs fördernde Essenz verwandelt hatte. Nachttöpfe auf den Dächern gehörten zu Bombo wie Parfümflaschen zum Toilettentisch einer Dame in Berlin, Paris oder Newyork.

Perico und Manuel sprengten in voller Karriere auf der wegähnlichen Spur entlang, die von der Diligencia, der Postkutsche, und den Lastkarren in die Geröllmasse eingedrückt war, die

der Rio Amarillo in der Regenzeit gegen die Felsen schwemmte. Sie hörten nicht die melancholischen Weisen der Hirtenflöten, sie nahmen sich keine Zeit, auf die buntfleckigen Herden Lamas und Alpakkas zu achten, die hoch oben auf den Bergmatten weideten und in der übersichtig klaren Luft wie winzige Schnitzfiguren erschienen, die ein Miniaturkünstler unter der Lupe ausgestichelt hat.

Perico prüfte wiederholt den Riemen, mit dem er den Sack voller Erzproben hinter den Sattel geschnallt hatte. Der Ehemiker des Bergamtes in Amaru wird die Augen aufreißen, dachte er zufrieden. Wenn die Ader ergiebig ist, Señores, wird er sagen, dann sind Sie gemachte Leute . . . Felicitaciones, Señores, felicitaciones . . .

Unaufhörlich lachte, glückste und schwagte Manuel. „Alles können wir uns kaufen, Schwager. Lackschuhe und schöne Posten in der Regierung, seidene Krawatten, die feinsten Anzüge und die besten Pferde und Weiber so viele wir wollen. Alle Weiber im Salon der Dona Rosa können wir kaufen und noch viel mehr . . .“

Perico schwieg, er sah aus, als hörte er nicht zu.

„Die schönsten Weiber der Welt, Schwager . . .“ Manuel schnalzte mit der Zunge. „Schwarze, braune und blonde . . .“

Perico machte die Lippen schmal. Verdammst hochmütig saß er im Sattel. Er spornte das Tier zu größerer Eile.

„Blonde Weiber!“ schwagte Manuel und hatte Mühe, sich neben dem Schwager zu halten. „Und wenn ich dir einen Rat geben soll, dann nimm dir das Mädchel von Santa Maria, die Frau des Gerente, dieses Aleman, dieses Deutschen, der für die Dankees die Kohlen aus dem Feuer holt. Ich hab' sie nur einmal gesehen, aber verdammst will ich sein, wenn sie nicht ihre tausend Pesos wert ist. Wir wollen sie ausnobeln . . .“ Er zog ein Kupferstück aus der Tasche und war bereit, es in die Luft zu werfen. „Zahl oder Wappen, Perico . . .“

Da fuhr ihm eine Faust zwischen die Augen. Er wankte und stürzte fast aus dem Sattel. „Du sollst das Maul halten lernen, mistiger Ziegenbock“, sagte Perico gelassen.

Sie jagten aus dem breiten Flußtal in die Hochebene hinaus, die sich glatt wie ein Tisch bis zum Horizont hindehnte. Die Mittagsonne brannte. Ein blauer, schimmernder See breitete sich vor ihnen aus, aber sie kamen nie an seine Ufer. Die Luftspiegelung wich zurück. Himmelshöhe, dünne Windhosen, mit braunem Staub geladen, wanderten vor ihnen her. Die Hufe stampften dürre Grasbüschel und Moosplacken. Zwischen ihnen glitzerte Salpeter, den der harte Boden ausschwißte.

Durch den Sonnenglast galoppierten die beiden Reiter, lange Staubschneen aufreißend, einer goldenen Zukunft entgegen.





II.

Die Zinngrube Santa Maria lag am Steilhang des Cerro Pardo, vom Indianerdorf Bombo durch den Rio Amarillo getrennt. Kesselhaus und Wellblechbaracken, Pochwerk und Aufbereitung überzog die gleiche graubraune Staubschicht. Wenn man durch das Tal herauftritt, dauerte es lange, bis man erkannte, daß die dachartig übereinander gelagerten Gebilde, die man für Felsen gehalten hatte, Gebäude waren.

Die Metallverwertungsgesellschaft in Philadelphia, der die Grube gehörte, hatte als Chefingenieur — als Gerente, wie es hier oben hieß — den Deutschen Achim Hassenkamp angestellt. Sie hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Hassenkamp brachte alle Eigenschaften mit, die den Pionier auszeichnen müssen. Er war nüchtern, hart gegen sich selbst, stets bereit, Männern, die sich als gute Kameraden bewährt hatten, die Treue zu halten. Er hatte die Erträgnisse der Grube im Lauf der drei Jahre, die er nun hier oben im verlassensten Winkel der Hochanden saß, verdreifacht. Das Zentralbüro der Company in Amaru schätzte seine Arbeitskraft, wenn es ihn auch nicht liebte, denn er war ja kein Yankee, war nur ein „german boy“, den man nach Kräften ausnutzte.

Zum Mitarbeiterstab Hassenkamps gehörte als erster Ingenieur Will Forrest, ein hochaufgeschossener blonder Junge aus Neuengland, kaum vierundzwanzig Jahre alt, tatkräftig und von lebhafter Auffassungsgabe. Er hatte seinen amerikanischen Hochmut bald fahren lassen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein „Boß“ nicht nur ein ausgezeichnete Bergingenieur war, von dem sich viel lernen ließ, sondern auch ein Gentleman.

Freundschaft verband Hassenkamp mit Peter Osell. Sie hatten sich auf der Überfahrt kennengelernt. Osell wollte nach Brasilien in die Edelfsteinfelder, schloß sich aber ohne Bedenken Hassenkamp an, der ihm eine gut bezahlte Stelle als zweiter Ingenieur anbot. Sie waren in allem gegensätzlich, Osell klein von Gestalt, jähzornig aufbrausend, aber im nächsten Augenblick völlig versöhnt, ein Bayer, Hassenkamp groß, breitschultrig, immer ruhig, unbeirrbar, ein Westfale.

Der kleine Rossi als Buchhalter und der alte Patterson, Limekeeper und Vormann der Grubenleute, lebten unauffällig neben den andern.

Auf Santa Maria, zwischen Felsen und erdstaubbedeckten Baracken, gab es eine Frau, in der vegetationslosen Öde eine weiße Frau!

Junge Elingius, die Nichte des Bremer Reeders Hinrich Elingius, war vor Jahresfrist herübergekommen, um Frau Junge Hassenkamp zu werden. Alle hatten ihr abgeraten, der alte Onkel Hinrich, der sich vor der Vereinsamung in seinem großen Haus an der Contrescarpe fürchtete, ihre Verwandten in Mecklenburg, Gutsbesitzer, die wenig Sinn für überseeische Abenteuer hatten, selbst ihr Verlobter, Hassenkamp, denn es ist schwer zu verantworten, eine Frau aus der Kultur Europas in die starre Bergwildnis der Cordilleren zu verpflanzen.

Eines Tages war Junge dagewesen. Sie überwand die Bergkrankheit, denn nur wenige Tieflandmenschen können die Luftverdünnung in viertausend Meter auf die Dauer ertragen,

überwand alle Schwierigkeiten der Eingewöhnung, sie wurde die Frau von Santa Maria. Die Männer, die einen Lebenskampf gegen den Berg, die eisig klare Atmosphäre und die graufigste Langerweile kämpften, verehrten sie wie eine Heilige.

*

„Sie sollten weniger trinken, Peter.“ Frau Ingeborg nahm Peter Osell das Glas aus der Hand und stellte es unter den Liegestuhl. Es war wieder einmal ein Feiertag, und die Männer hatten schlechte Laune, man durfte sie nicht reizen. Osell hob die vierkantige Whiskyflasche gegen die Sonne. Sie glich einem riesenhaften Goldtopas, in dem helle Feuer brannten. „Saufst, stirbst, sauffst net, stirbst a . . .“ sagte er tief sinnig. Der bayrische Urzorn kochte in ihm, es zuckte in seinen derben Fäusten, und der braune Haarschopf über der breiten Stirn sträubte sich.

Er saß rittlings auf dem rohen Holzstuhl, ließ seine kurzen Beine, die in plumpen Röhrenstiefeln steckten, baumeln und schaute über das niedrige Geländer der Veranda ins Tal. Der Rio Amarillo, der jetzt in der Zeit der Sommerregen als trüber Gießbach aus der Schlucht hervorschäumte, schlug vor dem Hotel Colon schlammige Wellen. Das Indianerdorf dorrrte in der Mittagsglut. Graubraune Berge ringsum und darüber ein Himmel aus blau angelaufenem Stahl, kein Grün, keine Spur von Leben. Nun, das genügte vollauf, um langsam verrückt zu werden . . . Er schloß die Augen und stöhnte.

Türen schlugen. Aus der langen Wellblechbaracke, die einem Güterzug glich, der in einem Erdrußsch stecken geblieben ist, schoß der kleine Koffi hervor, lief ein paar Schritte hin, ein paar Schritte her wie eine Maus, die ihr Schlupfloch nicht findet, und verschwand plötzlich in der Tür zur Ingenieurmesse. Man hörte ihn schimpfen, sein Spanisch klang weich und klagend, weil er die Krachlaute nicht bewältigen konnte — wahrscheinlich hatte er den Steward mit einer Flasche an den

Lippen erwischt. Alle Dinge wiederholen sich hier bis zum Überdruß.

Dann trat aus dem Büro der Gerente.

Zwei Cholos, die an der Baracke entlangbummelten, rissen die Hüte von den Köpfen und verschwanden rasch hinter dem Kesselhaus. Sie fürchteten den Chef nicht, aber er war ihnen unheimlich, seine hohe Gestalt schien sie zu erdrücken, die strenge Ruhe in seinem Gesicht verwirrte sie. Wenn er böse war, wurden seine Oringoaugen unter den dunkelblonden Brauen hart und groß und hielten einen wie der Magnet das Eisen, aus dem energischen Mund fielen nur wenige Worte, aber die brannten sich ein.

Noch unheimlicher wurde er ihnen, wenn er guter Laune war. Dann verjüngte er sich vor ihren Augen und strahlte eine seltsame Kraft aus, die alles ringsum zu erwärmen schien. Das war wohl das Besondere an den Oringos, an den Fremden, daß sie ganz nach ihrem Willen alt oder jung, zornig oder froh sein konnten. Sie ließen sich nicht von dunklen Blutwellen fortreiben, von denen niemand weiß, wohin sie einen tragen. Vielleicht wohnte das Geheimnis ihrer Vielsältigkeit hinter den weißen Stirnen. Die des Señor Hassenkamp war besonders hoch, schmal und an den Schläfen hart gekantet. Sie drohte auf einen herab, auch wenn die beweglichen Teile des Gesichtes das schönste Wetter versprachen. Alle Achtung vor dem Señor Gerente. Selbst die Indiojungen, die das Erz in die Transportfäcke verstaute, waren vor seinen Stiefeln sicher, er pflegte seine Befehle nicht mit Fußritten zu unterstreichen. Alle Achtung! Aber es war doch besser, ihm aus dem Weg zu gehen.

Hassenkamp steuerte mit langen Schritten auf die Veranda zu. Er trug ein dickes Bündel Papiere unter den Arm geklemmt.

„Die Post!“ rief Peter Osell und sprang auf. „Achim bringt die Post!“

Unten, vom Fluß her, rief jemand „Hello“ und schwenkte den breitrandigen Stetsonhut. Es war Forrest. Er kam vom Frühstückstisch aus der Bar des Hotel Colon und stelzte wie ein Storch über den Brückenbalken. Die trüben Wellen des Amarillo schnappten nach ihm und sie schnappten nach dem Obermonteur, der hinter Forrest herschwankte, die Arme ausgebreitet wie Blondin, als er auf dem Seil über den Niagarafall spazierte. Die Sirene heulte Mittagszeit.

„Die Post hat wiederum der liebe Gott gerettet“, sagte Hassenkamp, während er Ingeborg ein paar Karten und Briefe hinreichte und Gsell einen verschürzten Päckchen zuwarf, aus dessen zerfledderter Hülle Zeitungen und Zeitschriften hervorquollen, feucht alles und verklebt und die Tintenaufschrift halb verwischt. Aber Papier ist beständig, es überdauert so manche Naturkatastrophe.

Der Briefträger war samt dem Ledersack mit der Überseepost von seiner Mula in den Amarillo gefallen und bei einem Haar ertrunken. Ein Peon, der zufällig talab ritt, hatte ihn aus dem Schlamm gezogen.

Der Señor Gerente ging mit erregten Schritten auf und ab, stieß beinahe den Tisch um und die kleine Chola, die mit den Tellern herbeiklapperte. Er wollte keineswegs zu Ingeborg hinüberschauen, denn Frauen können manchmal einen faustdicken Männerzorn nicht verstehen, sie finden es komisch, wenn man mit harten Stiefeln über knarrende Bretter hinstampft, weil ein kleiner Indio, der sich unter „Post-aus-der-Heimat“ nichts vorstellen kann, seine wenigen Pesos verkauft.

Inge saß aufrecht und ließ ihre Augen mitgehen wie ein Soldat, der den Bewegungen seines Vorgesetzten mit ruhiger Kopfdrehung über festgestellten Schultern folgt. Von den Augenwinkeln strahlten Fältchen aus, und um den Mund zuckte es.

Achim blieb vor ihr stehen, legte die Hände auf den Rücken und tat sich sehr ernst. Eine schöne Sonntagspredigt hielt er

freilich stumm und nur innerlich — und das Wort Pflichterfüllung kehrte oft darin wieder. Denn es ist gleich, ob man als Ingenieur die Welt mit Zimmerz zu versorgen oder als Briefträger einen halben Tag durch die Felsenwüste zu reiten hat, alles will seine Ordnung. Aber je tiefer er seinen Blick in die grauen Augensterne der jungen Frau senkte, desto ärmer wurde sein Groll. Das war das tägliche Wunder, seit die Junge herübergekommen war. In ihrer Nähe verlor der Kampf gegen die Berghölle an Härte. Junge . . . das war Heimat. Ein starkes Glücksgefühl wischte die Strenge aus seinem Gesicht, er lächelte, lachte, beugte sich und legte seine Wange an ihre. Der blonde Haarnoten im Nacken verrutschte. Junge hob abwehrend die Hand.

Da hüstelte es hinter einer breit aufgefalteten Zeitung. Peter Gsell knurrte, er müsse nun in die Messe.

„Für dich ist hier gedeckt, Peter“, sagte Hassenkamp und deutete mit dem Kopf nach dem Tisch.

„Ich bin drüben angemeldet“, log der Kleine, „aber ich komme mit den andern zum Kaffee.“

Die Hassenkamps schauten ihm nach, wie er mit seinen kurzen Beinen die gewaltigen Stiefel in Richtung auf die Wellblechbaracke in Bewegung setzte, und meinten, er sei ein lieber, aber schnurriger Kerl, dessen Launen man nicht ernst nehmen dürfe. Sie konnten nicht ahnen, wie wehe ihm ihre eheliche Vertraulichkeit getan hatte. Seit Monaten wartete er vergeblich auf einen Brief seines Mädels, dessen Bild über seinem Feldbett hing. Aus den Augen, aus dem Sinn. Sie hat mich vergessen, dachte er trübe, mag sie mit einem andern glücklich werden.

Niemand auf der weiten Welt hatte es bemerkt, daß aus dem Postfach ein paar Briefe weggeschwommen waren, Briefe, die viele Wochen lang zur See und zu Lande gereist waren, um kurz vor dem Bestimmungsort in der Lehmbühne des Ama-

rillo zu ertrinken, darunter einer aus duftendem zartblauem Leinwandpapier mit der wunderlichen Aufschrift „An Herrn Señor Peter Gsell, kgl. bayr. Diplomingenieur“.

*

„Ich habe eine großartige Überraschung für dich“, sagte Achim, nachdem er den Schokoladenpudding, der wie Pech am Löffel klebte und ebenso aussah, resigniert beiseite geschoben und sich mit großspuriger Gebärde eine Zigarette angezündet hatte.

„Pflirsiche?“ fragte Junge und errötete vor Freude. Der Speisewagenschaffner des Andenschnellzuges hatte Achim versprochen, zweimal in der Woche ein Kistchen mit chilenischen Pflirsichen von der Küste heraufzubringen. Der Kutscher der Diligencia, dieser vorweltlichen Karosse, die zwischen Amaru und Bombo den Reiseverkehr vermittelte, hatte sich verpflichtet, die Sendung am Bahnhof zu übernehmen. Hatte der Schaffner seines Auftrages gedacht, so vergaß der Kutscher, die Kiste abzuholen. fand sich aber der Kutscher rechtzeitig ein, so rieb sich der Schaffner verlegen die blauasierte Wange. Caracho! Er hatte keine Zeit gehabt, auf dem Markt einzukaufen. Das nächste Mal.

„Nein, Pflirsiche leider nicht“, seufzte Achim, „aber etwas viel Schöneres . . .“

Junge verschränkte die Hände hinter dem Kopf und träumte in den Glutanz der Luft hinaus. Die Felsenzacken hoch über dem Dorf flimmerten, verzerrten sich in Breite und Länge und schnellten zurück, als wären sie aus weichem Gummi gebacken. Ein süchtiges Gefühl bemächtigte sich der jungen Frau und brachte sie einer Ohnmacht nahe. „Erdbeeren?“ fragte sie schüchtern-fokett, ihre Stimme zitterte. Einmal nämlich, ein einziges Mal, hatte es Erdbeeren gegeben.

Achim schüttelte bekümmert den Kopf. Den Stempeldruck in einem faulen Stollen zu berechnen, war jedenfalls leichter, als

einer Frau, die ein frohes Ereignis erwartete, eine Überraschung zu bereiten. „Du mußt bis heute abend warten, Junge“, sagte er geheimnisvoll.

„Oh, wenn es keine Erdbeeren sind . . .“

Er fühlte sich geschlagen, suchte nach einer Ablenkung und fragte nach der Post.

Tante Viktoria, die Schwester von Juges frühverstorbenen Mutter, schrieb Ratschläge, die einer jungen Gutsnachbarin von Nutzen gewesen wären. Die alte Frau von Malzow stellte sich die Andenhochebene nicht anders vor, als ein verwildertes Mecklenburg mit Alpengipfeln zwischen Rostock und Neuschwerin. Wetter Egon meldete, daß er den Dienst bei den Ludwigs-luster Dragonern quittiert habe, um die Verwaltung des Gutes zu übernehmen. Er fragte an, wann Achim seine Reserve-offizierprüfung zu machen gedenke, die Lage sei nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges gespannt. Er erging sich in politischen Anspielungen, die Hassenkamp nicht verstand. War man auch innerlich mit der Heimat verbunden, so entfremdete man sich doch draußen dem historischen Schicksal der Nation. Aus nachgesandten Zeitungen ließ sich nicht nacherleben, was auf Herz und Sinn des Vaterlandes täglich einwirkte.

Onkel Hinrich begnügte sich, auf einer Karte mitzuteilen, daß Kapitän Hansen zwei Kisten in Antofagusta abliefern werde. Seine Frachtschiffe pendelten zwischen Bremen und San Franzisko; an den größern Hafensplätzen Südamerikas hatte die Cingiuslinie ihre Niederlassungen. Man legte die Papiere zur Seite, schwieg gemeinsam und wartete, bis die Erinnerung müde wurde.

Da war es nun gut, daß die Ingenieure aus der Messe kamen. Die schläfrige Ruhe über dem Ingenio war dahin. Die lärmten und schimpften wie jeden Tag über den fürchterlichen Fraß, den der japanische Koch zusammenpantachte. Dabei verzagten sie, daß er keine andern Künste entfalten konnte, als

schlechte Konserven in destilliertem Wasser zu kochen, das wegen der großen Höhe bei fünfundsiebzig Grad siedete.

Sie schimpften und fluchten, als sie aber die Dame gewahrten, wurden sie plötzlich manierlich wie wohlzogene Knaben, und wehten den aufgewirbelten Staub mit den Hüten hinter sich.

Unter dem Sonnensegel auf der Terrasse des Direktorhauses saß man gut. Wenn man sich mit dem Rücken gegen die Tal-



seite setzte und der jungen Frau zuschaute, wie sie eigenhändig aus der behäbigen Kaffeekanne den schwarzen Strahl in die Tassen lenkte, dann konnte man träumen, bei guten Freunden auf dem Lande zu Gast zu sein. Man streckte die Beine von sich, rauchte sich eine Pfeife oder Zigarre an und erzählte sich was. Und manchmal fielen einem sogar andere Geschichten ein, als die üblichen von dreckigen Indios, störrischen Mulas und den Mädchen von Amaru.

Will Forrest lief ins Haus und schleppte für Frau Inge einen Korbstuhl herbei. „Babys müssen artig sein“, sagte er zärtlich und stopfte ihr drei Kissen in den Rücken. Dann setzte er sich ihr

gegenüber, ließ seine eckigen Hände zwischen den eckigen Knien baumeln und strahlte sie aus seinen blauen Jungenaugen an. Er fand das Leben wieder einmal wundervoll.

Peter Gsell hatte Zeitungen auf seinen Knien ausgebreitet, Zeitungen quollen aus seinen Taschen. Er bemühte sich, seinen Herzenskummer zu vergessen und sang ein Loblied auf dieses Jahr des Heils 1905, das im Zeichen großer technischer Umwälzungen stand.

„Es geht vorwärts, Señores, es geht voran, Gentlemen! Schaut nur in eure Fachzeitungen, ihr Herrn Engineers! Der Marconi und der Graf Arco senden die Hertzschen Wellen schon über ein paar Kilometer und fangen sie wieder auf. Drahtlos, das ist die große Nummer der Zukunft. Wie lange wird es dauern, jagen sie die Wellen über tausend und zehntausend Kilometer.“

„Die Gebrüder Wright halten den Weltrekord im Motorflug mit sechsundvierzig Sekunden“, sagte Will Forrest und raufte sich gelinde das immer zerwehte Weizenfeld auf seinem Schädel. Herrgott, Fliegen . . . das wäre was für ihn. Er hörte hinter sich Propeller sausen und sah sich über diesem lausigen Cerro Pardo kreisen. Hell, boys, vielleicht war es nicht das Richtige, in der Erde zu buddeln, vielleicht war es viel richtiger, durch die Wolken zu schliddern. Er strahlte Juge an und flog ihr zu Ehren über dem Indianerdorf Bombo eine wunderschöne, eine fehlerfreie Acht. Natürlich nur in Gedanken.

Während der Unterhaltung hatte sich das Tal mit Geräuschen gefüllt. Pauken dröhnten, und die großen Rohrflöten brummten. Im Dorf wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Eine große Fahne in den Landesfarben schwebte hoch über dem Staubnebel, nur selten und schläfrig von einem Lufthauch angerührt.

„Der Señor Puma weiht sein neues Haus“, sagte Hassenkamp. „Er hat einen Caballero in Lackshuhen heraufgeschickt und uns gebeten, seine Gäste zu sein.“

„Ah, schaut's, der Herr Puma geruhen von uns Notiz zu nehmen“, warf sich Osell mit Lust auf das Thema. „Bisher hat er sich damit begnügt, uns ein paar Steiger wegzulotsen, ein Dutzend Spizhacken und eine Kiste Sprengkapseln klauen zu lassen. Seit die Brüder oben am Pardo wühlen, krieg ich meine Werkzeuglisten nicht mehr ins reine.“

„Ihr Erz ist besser als unseres“, seufzte Will Forrest, „mindestens fünfundachtzig Prozent. Habe Proben gesehen. Der Kerl hat Energie. Soll schon hundert Leute oben beschäftigen . . .“

„Beschäftigen?“ höhnte Osell. „Er sitzt ihnen wie des Teufels Großmutter im Genick, er treibt sie mit Fußtritten an die Arbeit. Das sollte mal einer von uns Gringos wagen. Erinnerere mich noch, wie empfindlich der Junge war, als er uns das Vergnügen seiner wertgeschätzten Mitarbeit machte, bis er wegen Stänkerei hinausflog. Damals war er ein dreckiger Tagedieb, heut heißt es im Dorf Don Perico vorn und Don Perico hinten.“

„Mister Puma hat seine Chance gefunden und sie ausgenutzt, nichts weiter“, sagte Will Forrest. „Jeder von uns hätte das getan. Was meinen Sie, Patterson?“

Der Grubeninspektor hüllte seinen verwitterten Felsenkopf mit den leeren Augen in eine Qualmwolke und nickte langsam. Nicht, daß er stumm gewesen wäre, im Stollen, unter den Arbeitern, konnte er schauerlich fluchen und brüllen, aber unter seinesgleichen fehlte ihm die Sprache. Selbst beim „Pokern“ verdoppelte er die Einsätze nur durch Handzeichen. Er wirkte zeitlos wie das Gebirge und ebenso starr. Man wußte, daß in seinem Vorleben ein paar Schlammblasen geplatzt waren, aber man wußte nichts Genaueres, und es war hier nicht üblich, sich um Vergangenes zu kümmern.

„Señor hatte die Doppelchance, eine gute Ader zu finden und einen Gentleman zum Nachbarn zu haben.“ Will Forrest

nahm seinen Gedanken wieder auf und knuffte Hassenkamp freundschaftlich in die Seite.

„Wie meinen Sie das, Forrest?“

Der blonde Junge aus Neuengland lachte. „Glauben Sie wirklich, Hassenkamp, daß dieser Puma auch nur eine Handvoll Erz aus dem Cerro Pardo hätte herauskragen dürfen, wenn der Gerente von Santa Maria ein echter Yankee gewesen wäre, ein hundertprozentiger? No, Sir. Der Hundertprozentige wäre zum Direktor des Bergamtes in Amaru gefahren und hätte dort seine Brieftasche mit tausend Dollars aus Versehen auf dem Schreibtisch liegen lassen. Er wäre in die Kapitale gereist und hätte sich eine halbe Stunde mit unserm Generalkonsul eingeschlossen. Und ich wette Pfifferlinge gegen Waschgold, daß der Cerro Pardo ringsherum und in voller Schönheit schon immer unserer Company gehört hätte, ohne daß wir was davon wußten. Wetten Sie dagegen?“

„Nach der bergamtlichen Eintragung gehört uns die Bombseite des Pardo, und die Nord-südlinie über den Gipfel bezeichnet die Grenze, daran halte ich mich, Forrest“, sagte Hassenkamp trocken.

Junge beunruhigte die Wendung, die das Gespräch nahm. „Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß Sie, Will, wenn Sie der Gerente gewesen wären . . .“

„Glaube nicht, Baby.“ Der gute Junge sah bekümmert aus, er hatte um alles in der Welt nicht die Tüchtigkeit des Mister Hassenkamp anzweifeln wollen, um dadurch den Gattinnenstolz der Frau Junge zu verletzen. „Glaube nicht. Die Company verdient genug an uns. Sie könnte uns — verdammt noch mal — das Gehalt verdoppeln und brauchte die Dividendenschraube deshalb um keinen Millimeter herabzudrehen. In mancher Beziehung fühle ich mich fünfshundertprozentig, Baby, aber die andern sollen auch leben.“

„Außerdem werden wir die Grube Puma auch so in die

Tasche stecken“, sagte der kleine Rossi. Sein Geschäftssinn war erwacht. „Der Señor Puma wird es nicht anders machen, als andere Cholos, die in den Bergen Glück gehabt haben. Er wird noch ein Jahr schuften, sich dann in der Hauptstadt ein Haus und einen Beamtentitel oder einen Abgeordnetenposten kaufen und froh sein, wenn wir ihm für seinen Schutthaufen ein paar tausend Dollars hinwerfen. E vero?“

Der alte Patterson war hinter Qualm und Rauch verschwunden. Seine Augen blieben unsichtbar.

Hassenkamp erhob sich. „Ich denke, wir geben dem Señor Puma jetzt die Ehre. Wenn wir seine Einladung ausschlagen, fordert er uns auf mexikanische Pistolen bis zur Kampfunfähigkeit. Gehst du mit, Inge? Vorläufig dürfte die Bande noch leidlich nüchtern sein.“

D gewiß, Inge freute sich. Ein Indianerfest um den finstern Señor Puma, von dessen Roheit und Stolz Geschichten umliefen, das gab es nicht alle Tage. Sie ging ins Haus, um das Kleid zu wechseln. Wann hatte man schon einmal die Gelegenheit, eins der zarten Gebilde aus heller Sommerseide aus der Truhe zu ziehen? Sie machte sich schön.

Stühle rückten, die Herren warteten auf der Veranda. Ja, sie wollten alle mitgehen. Es war doch mal was anderes.

Copyright 1934 by Eurt Weller & Co. Stuttgart.

Fortsetzung folgt.

BIBLIOTHEK DES WISSENS

LEITSPRUCH:

Was nicht Baum kann werden,
wird doch Blatt,
was nicht Frucht kann werden,
wird doch Keim.

Joh. Gottfried Herder.

DIE HAUPTSINNE UND DAS MENSCHLICHE SCHICKSAL

VON HANS ROSELIEB

ERSTE FÖLGE: DIE HÄNDE

Tagtäglich gebrauchen wir unsere Hände. Die Damen pflegen sie sorgfältig und zeigen sie gern, wenn sie schön sind, als könnten ihre Hände geheimnisvolle Dinge erzählen, wofür das Wort des Mundes zu roh ist. Nach einem Liebesbegegnis haben wir oft in tiefem Nachdenken unsere Hände angeschaut. In einer besondern Stunde haben manchen von uns die zerrissenen alten Hände seiner Mutter erschüttert. Es gibt Photographien von Händen, die uns beim Betrachten beglücken, als flöÙe ein Segen auf uns ein. Aber es gibt auch Photos von Händen, die uns erschrecken, als könnten diese Hände töten. Viele von uns haben sich aus den Linien der Hand den Charakter deuten lassen.

Wer kennt nun seine Hand? Darf ich Sie bitten, Ihre Hand zu betrachten, während ich Ihnen daran etwas erkläre? Sie sehen fünf Finger an einer Art Achsenplatte. Alle fünf sind verschieden lang. Vier davon haben aber je drei Glieder. Der Daumen steht weit ab. Er hat nur zwei Glieder. Jetzt drehen Sie die Hand um das Gelenk. Sie sehen, es geht fast rund herum.

Nun gebrauchen Sie ein wenig Ihre Phantasie. Denken Sie, ein wütendes großes Tier käme auf Sie zu. Sie sähen es. Durch Ihre Schnerven erwachen in Ihrem Hirn, ohne daß es Ihnen bewußt wird, Erinnerungen an die Gefährlichkeit

des Tieres. Dadurch wird in Ihren Gefühlsnerven Angst erzeugt. Diese Angst erregt die Bewegungsnerven Ihrer Augen. Damit sehen Sie sich nach Hilfe um. Sie sehen einen Stein liegen. Mit den Augen messen Sie ihn ab. Das Messen des Auges wird nach dem Hirn telegraphiert. Im Hirn wird das Messen zur Abschätzung, zum Entschluß, sich gegen das wilde Tier mit einem Steinwurf zu wehren. Schon ergreifen Sie den Stein mit Ihrer Hand. Es ist höchste Zeit. Das Tier springt los. Sie wiegen des Steines Schwere, das heißt die Schwere übt auf Ihre Druck- und Muskelnerven einen Reiz aus. Das ist wieder wie ein Telegraph, der nach der Leitungsstelle aller menschlichen Handlungen, der Großhirnrinde, meldet, wie der Stein, den Sie werfen wollen, beschaffen ist.

Einen Moment lang zaudern Sie, bevor Sie den Stein werfen. In diesem Moment, in dieser Pause, vollzieht sich ein Vorgang, worin etwas eingreift, was wir nicht nachweisen können; etwas Fabelhaftes, was wir Geist nennen. Im Hirn urteilt nämlich etwas durch die Augen, die das Ziel des Steins ermessen, wie stark der Schwung sein muß, um das Ziel zu erreichen. In der winzigen Pause, da Ihre Hand zaudert, erlebt Ihr Geist die Flugbahn des Steins derartig, daß es durch die Druck- und Muskelnerven sozusagen zurück in Ihre Hand telegraphiert wird. In Ihrer Hand haben Sie jetzt nicht mehr den Stein allein umschlossen, sondern zugleich die Flugbahn, die er durchlaufen wird. Und das umso besser, je sicherer Ihre Druck- und Muskelnerven in Finger, Daumen und Handballen gearbeitet haben. Nun werfen Sie den Stein in den aufgesperrten Rachen des Tieres. Dabei verfolgen Ihre Augen jetzt in der Luft, was schon vorher im Geiste, im Hirn und in der Hand war: die Flugbahn. Trifft sie ihr Ziel? Trifft sie es nicht?

Von dieser Frage: Trifft der Stein oder trifft er nicht? hing vor vielen Hunderttausenden von Jahren die Frage ab: Wird der erste echte Mensch, wird unser Urahne so werden wie er geworden ist? So wichtig war die Hand als Werkzeug zum Werden des Menschen.

Oft war sie in Gefahr, unterzugehen. Aber wenn in einem unserer Sinne etwas vorausbestimmt sein kann, etwa so wie die Flugbahn, die, bevor sie in der Luft entstehen konnte, vorher in der Hand gelegen haben muß, dann lag in der Hand die Zukunft des ganzen Menschengeschlechts vorausbestimmt. Die ersten Hände gab es, bevor es ein Großhirn gab. Alle ersten Landwirbeltiere besaßen sie. Das waren jene Drachentiere, Saurier genannt, von denen Sie gewiß schon mal gelesen oder gehört haben. Diese Tiere hatten eine Hand, wie sie im kleinen noch das werdende Menschenkind im ersten Entwicklungsmonat nach der Zeugung besitzt. Die Urlandwirbeltiere gebrauchten die Hand auch zum Laufen. Der Wulst an der Außenfläche unseres Kleinfingerballens ist noch so eine Art Sohle mit einer Muskulatur, welche die empfindlichsten Innenteile vor Druck schützt.

Die Zeit, als die Hand zum ersten Male funktionierte, liegt viele Millionen Jahre hinter uns. Es war eine Zeit, wo Europa eine rote Felsenwüste war, mit sumpfigen Küsten, bestanden mit Wäldern, die sich später zu Steinkohle verwandelten. Das Klima war so heiß, wie es heute nur dem Krokodil behagt. Diese Zeit schien unendlich dauern zu wollen. Aber einmal begann auch die Luft dieser Zeit vor etwas Neuem zu erbeben. Und dann brach etwas aus, was wir alle im kleinsten Maße kennen: die Todesangst. Die Bäume, von deren Früchte ein Teil der Tiere gelebt hatte, gingen zugrunde. Damit standen auch diese Tiere vor dem Untergang. Gewaltige Naturkata-

strophen drohten gleichfalls mit Vernichtung. Schließlich verschwand das ganze Land und alles, was die Tiere zum Leben benötigten. Unter ungeheuren vulkanischen Erschütterungen falteten sich neue Gebirge empor, wie zum Beispiel der größte Teil unserer Alpen. Eine ganz neue Landschaft bildete sich. Eine? Nein, viele und sehr verschiedene. Kahle Bergeshöhen, bewaldete Bergesstufen, bewaldete Tallandschaften, Sumpflandschaften und dazwischen Steppen, die von Deutschland bis nach Asien verliefen. Ein mildes Subtropenklima, sozusagen ein ewiger Frühling, begann zu herrschen. Es war wie ein Paradies. Es bedeutete für alle überlebenden Tiere einen stets gedeckten Tisch. Tiere von mäßigem Umfang, einfachem Äußeren, aber reicher innerer Einrichtung, die ihnen gestattete, die Jungen im Leibe bis zur Geburtsreife auszutragen, konnten am besten gedeihen. Solche Tiere, Säuger genannt, hatten sich auch am besten in diese herrliche Zeit hinübergerettet. Aber damit waren sie noch nicht von jeder Sorge befreit.

Sie hatten alle noch Hände. Doch die Hand war damals, wenn ich diesen Ausdruck anwenden darf, unmodern geworden, das heißt man konnte mit ihr nicht mehr vorwärts kommen. Buchstäblich! Da war zum Beispiel ein pflanzenfressendes Sumpftier, das die saftige Steppe verlockte, nur dort zu leben. Für dies Tier hieß es, wenn es von einem Fleischfresser verfolgt wurde: laufe! Laufe, sonst gehst du zugrunde. Ganz natürlich lief es immer mehr auf den mittelsten und längsten Fingern. Die Todesangst ließ diesen längsten Finger mehr und mehr erstarken. Alle andern verkümmerten, weil sie nicht gebraucht wurden. Am Ende blieb nur dieser eine Finger übrig, dick und breit. Nicht mehr ein Finger, sondern ein Huf. Aus dem Handtier war ein Einhufer, unser heutiges Pferd, geworden.

Ähnlich zwang die Todesangst fast alle andern Säuger dazu, ihre Hand umzugestalten. In vielen Tausenden von Jahren spezialisierten sie sich. Nur einige wenige Arten dieser Handtiere behielten ihre Hand so, wie sie war. Sie trotzten allen Gefahren, die sie dazu verführen wollten, dies fast hinderliche Gliedinstrument zu verändern. Diese Arten lebten auf Bäumen. Es waren Klettertiere. Zum Klettern — dazu nützte ihnen die Hand am meisten. Aber jedes Verlassen dieser ihrer Baumwohnungen war mit Lebensgefahr verbunden. Zwar erlernten sie in diesen ständigen Gefahren, sich vor ihren Feinden zu verbergen. Sie erlernten die List, und die List war der Anfang zum Denken. Ihr ursprünglich sehr kleines Großhirn wurde immer mehr beschäftigt. Es entwickelte sich. Aus der Umklammerung hauptsächlich der Riechnerven wölbte sich langsam ihre Stirn. Aber damit verloren sie immer mehr die Fähigkeit zum scharfen Riechen, also zum Wittern des Feindes. Sie waren nicht stärker, sondern eher schwächer geworden. Wie sollten sie sich da behaupten können? Mußten sie nicht doch die Hände preisgeben?

Unter diesen Handtieren waren die Urahnen des Menschengeschlechts. Wenn auch sie sich spezialisiert hätten, würden sie sich den Weg zur höheren Entwicklung versperrt haben. Spezialisierung heißt ja die Entfaltung von einzelnen Anlagen auf Kosten der übrigen. Ein verkümmertes Organ erlangt niemals wieder seine frühere Stärke zurück. Das wissen wir aus vielen Beispielen der Naturgeschichte. Was trieb nur die Urahnen des Menschen an, sich ihre Hand zu erhalten?

Es geschah, daß die Lüfte der Zeit abermals vor etwas Neuem erbebt. Diesmal schien sich die Sonne ganz von der Erde wegwenden zu wollen. Die Winde wurden rauher und kälter. Die empfindlichsten Fruchtpflanzen

und Fruchtbäume starben aus, ohne daß ihr Samen in derselben Gegend wieder hätte Wurzel fassen können. Zum erstenmal kam ein richtiger Winter. Von Jahr zu Jahr wurde er länger. Mächtige Schneestürme und lange Frostperioden bedrohten die Keimungskraft fast der ganzen Erde. Die Gletscher der hohen Gebirge begannen in die Ebene zu wandern. Viermal soll es geschehen sein. Und es dauerte jedesmal viele Tausende von Jahren. Dazwischen kamen dann zwar wieder mäßige Zeiten. Wie aber sollten durch diese ungeheuren tödlichen Wechsel jene letzten Handtiere bestehen, die versäumt hatten, ihre Hand zum Laufen, Springen oder Schwimmen auszubilden!

Bisher hatten diese Handtiere mit ihren Vorderhänden oft etwas gegriffen und berochen, um es dann zu essen. Aber das war nichts anderes wie der Gehorsam, einen Nervenreiz, der vom Hunger herkam, auf der Stelle auszuführen. Auf diese Weise mögen die Handtiere in ihrer Not wieder Insektenfresser geworden sein. Aber jetzt trieb sie der Hunger, ihre Lebensweise noch ganz anders zu verwandeln. Es verlangte sie nach Fleischnahrung, worauf zwar ihr Gebiß nicht eingerichtet war, doch konnte dies die Rettung aus ihrer Hungersnot bringen. Da beobachteten eines guten Tages ihre Augen, wie eine Herde von Pferden, von irgend einer Panik ergriffen, über einen Felsabhang stürzte und unten größtenteils zusammenbrach. Die wild erregten Zuschauer eilten hinzu, ergriffen Baumäste und Steine und schlugen die Tiere gänzlich tot. Wieder geschah das Entscheidende mit Hilfe der Hände. Das nächstemal versuchten sie eine solche Herde durch Schreie oder wilde Tänze selber über einen Felsensturz in den Tod zu jagen. Dabei war das Entscheidende, die eigene Beobachtung und Erfahrung zu einem Dritten: einem Plan, einer Falle, zu verbinden. Und da mochte an einem

andern hungrigen Tage eine außerordentliche Spannung im Hirn eines der Handtiere auftreten, als seine Augen wieder ein leckeres Wild sichteten, aber kein Felssturz zum Totschlagen vorhanden war. Die Erinnerungsbilder an die Zauberkraft eines tötenden Steins erwachten so stark, daß sie im Hirn etwas Neues weckten. Das Schöpferische, das Unerklärbare, der Geist erregte die Lust, einen solchen zauberischen Stein zu ergreifen und ihn so zu werfen, daß er das vom Hunger ersehnte Wild träfe und zum Stürzen brächte. Wie viele Male mag die Hand schlecht gehorcht haben! Wie mühsam und unter welchen Schmerzen mag das geübt worden sein, was ich Ihnen im Anfang schilderte: den funktionellen Ablauf eines Steinwurfes vom Ergreifen des Steins zum Erleben der Flugbahn im Gehirn bis zum Ausführen der Flugbahn.

Viele Brüderrassen kamen nicht dazu, oder sie hielten die ungeheuren Opfer, die der angebahnte Rettungsweg forderte, nicht aus. Diese Handtiere zogen sich in die schützenden Wälder zurück. Sie entwickelten ihre Kletterhände zu Schlinghänden, womit sie sich von Baum zu Baum, Schutz und Früchte suchend, schwingen konnten. Sie wurden zu Affen.

Die Vormenschen gingen aber den einmal beschrittenen Weg weiter. Mit dem geglückten Steinwurf war ihre neue Aufgabe nicht erfüllt. Selbst wenn es gelungen war, das begehrte Wild zu töten, mußten sie das Fleisch aufschneiden. Krallen wie die Raubtiere besaßen sie nicht. Das war also wieder eine neue Not. Wieder mußte die Hand als Werkzeug des Geistes in Verbindung mit andern Sinnen helfen. Durch die Hand wurde die erste große Erfindung ausgeführt. Es war der Steinschaber, das Steinmesser, das Steinbeil. Gewohnt, immer mehr den Kopf zu gebrauchen, erhoben diese Vormenschen ihn auch immer höher und

höher. Vom kletternden gingen sie zum schreitenden Lebewesen über. Sie wechselten schließlich auch die Wohnung. Statt Bäume suchten sie Höhlen auf.

Was nun wieder in langen tausendjährigen Zeiträumen folgte, gehört in das wichtigste Kapitel über die technischen Erfindungen. Der Urmensch erschuf sich mit der Hand Werkzeuge zum Feuermachen, Kochen, Essen, Pflügen, Säen, Ernten, zum Spinnen und Weben. Bilder lernte seine Hand in Holz und Stein schneiden und formen. Zeichen lernte er mit der Hand geben durch das Spiel der Finger. Unter dem Spiel der Finger entstanden auch die Trommel und viele andere Musikinstrumente. Hände erbauten Hütten, Häuser, Dörfer, Städte. Ja, die Hand! In ihr lag wirklich unser Schicksal vorgebildet. In immer schnellerem Tempo griff sie zu. Die Hand erschuf eine neue, in der Natur nicht vorhandene Kultur. Die Hand ergriff die ganze Welt. Die Hand wagte sich sogar in den Himmel.

In den Himmel? Hand in Hand mit den technischen Erfindungen entwickelte sich ja das Gefühl vom Übernatürlichen. Vom Übernatürlichen? Aber ist Gefühl nicht einfach Schmerz und Lust? Und hat der Mensch dieses Grundgefühl nicht mit allen Tieren gemeinsam? Aber bitte, was ist das für ein Gefühl, wenn ein Mensch mit einem Stein ein fliehendes Tier zu Boden streckt? Gewiß eine Lust. Aber darüber ist es auch ein Glück, denn der beste Schütze macht auch einmal einen Fehlschuß, und meist dann, wenn er unfehlbar sein will. Glück haben auf der Jagd und sonst im Leben war für den Urmenschen der Eingriff von etwas Unfaßbarem. Eine höhere als menschliche Kraft, eine göttliche Kraft mußte ihn bewirken. Deshalb war für ihn jedes Werkzeug etwas Heiliges. Und die Hände, die es zum erstenmal schufen, waren Diener dieser über-

natürlichen Kraft. Daher kam es, daß man den Händen große geheime Gewalt zusprach. Mit der Handauflegung wurde ein Tauschhandel, ein Verkauf erst rechtsgültig. Und wenn der Mensch mit den Händen betete, wollte er den Segen der himmlischen Mächte auf sich herabziehen. Mit der Hand schwören wir noch heute, mit der erhobenen Hand den Eid, mit einem Händedruck die Treue. Und noch heute segnet mit der Hand im Namen Gottes der Priester.

Doch nicht nur dies bindende Gefühl war mit der Druck- und Zugempfindung der Hand verknüpft. Noch ein anderes, weniger heiliges: das Gefühl von der Macht. Vergessen wir es nicht: Der Urmensch konnte sich vor der Vernichtung nur retten, indem er sein Großhirn, also sein Denkvermögen, entwickelte. Es geschah durch einen neuen Gebrauch seiner Hände. Aber es geschah um einen furchtbaren Preis. Sein Menschentum vermochte er nur zu entfalten, indem seine Hände, die früher Früchte und Pflanzen gepflückt hatten, töten und morden lernten. Mit solchem gefährlichen Handzauber konnte der Urmensch es wagen, den Ort seiner Not zu verlassen. Er konnte, wenn sein Hunger ihn antrieb, auswandern. Er konnte neue Gegenden aufsuchen, sie erobern. Das Überlegenheitsgefühl, der oft blutige Machtrausch im Kampf um sein Dasein, begleitete ihn bei seinem Aufstieg bis zum Kulturmenschen und bis in unsere Tage.

Aber woraus bestand dieses Gefühl? Wie war es, als der Vormensch zum erstenmal den Stein hob und wog, mit ihm zielte, ihn schleuderte, das Tier zu Tode traf und er im Triumph aufschrie? Es begann mit einem spannenden Gefühl von der Hoffnung auf Erfolg. Es kamen die prüfenden Gefühle vom Umfang, von der Schwere und von der Geeignetheit des Steins. Es spornten an Gefühle von

höchster Kraft, höchster Geschicklichkeit zur Überwindung der Flugstrecke bis zum Ziel. Mit ungeheurer Spannung begleiteten die Blicke den fliegenden Stein. Es war eine verschlungene Folge von Gefühlen. Beachten Sie: Es war eine Folge, eins kam hinter das andere, bis daß es mündete in das motorische Gefühl von der Flugbahn des geworfenen Steins. Diese Gefühlsfolgen bildeten im Hirn des Steinwerfers etwas Neues. Und das war eine geistige Vorstellung von einem Raum außerhalb seiner Person, gestaltet vom Tast-, Druck- und Muskelsinn, abgemessen von den Sehnerven. Es war das erste Raumgefühl, hervorgerufen von Druck und Zug.

Durch die viel spätere Verwendung des Raumgefühls konnte das Rechnen und Messen erfunden werden. Mit dem Rechnen und Messen erfaßte nach und nach der Mensch alles, was einen Körper hatte und einen Raum einnahm: die Menschen außer ihm, die Tiere, Pflanzen, die Steine, Gebirge, Täler, Flüsse und Meere, die Planeten und Sterne. Ob sie stille standen oder sich bewegten, er erlernte sie durch Messen berechnen und bestimmen. Sogar die fliehende Zeit. Aus der Vorstellung von der Flugbahn des ersten Steinwurfs hatte der Geist die Vorstellung der Zeiträume von Erde und Himmel gebildet. Selbst das Innere von Menschen und Tieren wurde durch Messen und Rechnen bis zu ihren kleinsten Teilen, den Zellgeweben, sichtbar gemacht. Ebenso das Innere der sogenannten toten Materie, der Steine und Metalle, der flüssigen und festen Körper, mitsamt ihren Verbindungen, gleichfalls bis zu ihren kleinsten Teilen, den Atomen. Eines griff mechanisch ins andere. Aus Ursache mußte sich eine Wirkung ergeben. Aus der Folgerichtigkeit des Raumgefühls war die Folgerichtigkeit im Denken geworden. Immer feiner, immer vollkommener. Bis zu den Erfolgen unserer

Naturwissenschaft und Technik, bis in unser Maschinenzeitalter.

Aber indem der Mensch sich Himmel und Erde so fabelhaft ermaß und errechnete, merkte er im Triumph über seine Erfolge nicht, daß er dafür etwas preisgab. Er verlor das Gewissen davon, daß all seine ermessenen und errechneten Körper und Räume doch immer nur Eigenschaften der Körper und Räume blieben. Er aber glaubte und glaubt vielfach noch heute, es seien Erkenntnisse von der Ganzheit der Körper und Räume. Nicht nur motorische Eigenschaften, sondern das Wesentliche selber. Deshalb zweifelte er auch nicht an der Möglichkeit, ganze Denksysteme über das Geheimnis des Lebens, über das Wesen unserer Geschichte und Wirtschaft, unserer Krankheiten und Heilkunst aus dem Grunderlebnis von Zug und Druck im spitzfindigsten Denkverfahren aufbauen zu können. Nicht alle Menschenrassen gingen diese Wege. Nur die europäische tat es. Bei uns löste sich deshalb auch das Denken vom ursprünglichen Tasterdruck, Muskelgefühl, es wurde zu gefühllosen reinen Gedankenspekulationen. Ebenfalls verlor sich das Schauergefühl von der Hand, als Werkzeug des schöpferischen Geistes. Dadurch kam der Mensch von allem ab, das nicht mehr durch die Kräfte von Druck und Zug, von Ursache und Wirkung zu erklären war. Unter der Alleinherrschaft der Hand scheinen ihm die Sinne für alles nicht mechanistisch Folgerichtige verkümmert zu sein. Hat uns vielleicht die einseitige Entwicklung der Tasterdruck-Muskellorgane verarmt? Und hat uns diese Verarmung all die Krisen in unserer Wirtschaft und Politik eingebracht?

In Gedanken führe ich Sie nochmals viele Hunderttausende von Jahren zurück. In Gedanken betreten wir nochmals jene von der Hungersnot bedrohte Stätte, wo

der Urmensch sich errettete, indem er zum Fleischfresser wurde. Schon oft hat er durch Steinwürfe Fluchttiere niedergestreckt. Aber es ist eine schwere Jagd. Wie ungebüht waren noch die plumpen Hände! Wie oft flog ein Steinwurf daneben! Wie oft entkam das Opfer, selbst wenn es tödlich getroffen war, nur weil es seine flinken Beine, von Todesangst gehetzt, zum Sterben weit weg an einen dunklen Ort trugen. Verzweifelt blieb da unser Urahne zurück, vielleicht den eigenen Hungertod vor Augen. Was ging da in seinem Innern vor? Viele seiner Brüder brachen zusammen. Wir dürfen als gewiß annehmen, daß allen großen Erfindungen des Urmenschen das fürchterlichste Sterben voranging. Aber aus den oft gräßlichen Erlebnissen der Hände wurde immer von neuem der Trotz und die Kampfeslust gespeist. Und eines Tages entsprang seinem Geist ein Gedanke, der in seinem Hirn eine noch größere Raumvorstellung als bisher erweckte. Wie, wenn er mit mehreren andern Steinwerfern zusammen das Wild planmäßig beschlich? Zumal dann, wenn es sich des Morgens an der Tränke in Rudeln einfand? Wie, wenn er es dort umlauernte, umstellte, einkreiste? Vielleicht in mehreren, voneinander entfernt liegenden Abständen? Dazu war erforderlich, daß mindestens der Anführer den Plan dazu vorher im Kopf hatte. Und mit dem Plan mußte er auch den Raum, worin diese erste Treibjagd stattfand, in seinem Verstande tragen. Nun konnte das Wild viel schlechter entkommen. Aus der Eingebung des Geistes mit Hilfe der Erfahrungen der Hand, kontrolliert vom Auge, war dabei der erste strategische Gedanke geboren. Der erste Kriegs- und Organisationsplan war entstanden. Nun gelang es weit besser, weit sicherer, den Gefahren der Eiszeiten zu begegnen.

Aber mit dem, was man kann, stillt man nicht nur eine

Not, sondern entzündet auch neue Begierden. Die Fertigkeit der Hand erregte die Gier zur Herrschaft. Die Fertigkeit zum zweckdienlichen Zusammenschluß steigerte diese Begierde ins Ungeheure. Alle Erfindungen der Hand verleiteten die Menschen dazu, sich mit Hilfe der Organisation die Herrschaft über andere Menschen anzueignen. Und die Folge? Denken Sie an die Weltgeschichte mit ihren Raub- und Eroberungskriegen. Alle bisherige Staatsautorität beruht auf der Ausübung von Druck und Zug. Alle Familienautorität auf Belohnung und Strafe. Es sind nur andere Wörter für Druck und Zug. Auch das Rechtsleben ist bisher ein Mechanismus von Gezogenwerden und Gedrücktwerden geblieben. Selbst die Priester der großen Religionen glauben immer wieder ein sittliches Verhalten ihrer Gläubigen am besten durch Lockung und Drohung erzielen zu können. Die Funktion der Hand, die im Drücken und Ziehen besteht, bestimmt heute noch Arbeit, Sitten, Verkehr, Staatsleben und Diplomatie fast aller Völker. Sollte es vielleicht wesentlich daran liegen, daß es in der ganzen europäischen Welt den Armen und Reichen wirtschaftlich so schlecht ergeht? Die jungen europäischen Bewegungen haben immer schon auf das materialistische Denken, auf das profithafte, ehrferne, treulose Denken, als die Ursache unserer europäischen Zerrüttung hingewiesen. Materialistisches Denken ist das Denken durch die Hand. Mit ihm wuchs die Hand über den Kopf. Die Hand wurde zum Beherrscher des Geistes, den sie nur bedienen sollte. Und das Ende? Was folgt auf jede Spezialisierung? — — Die Verkümmernung! Und ist nicht Verkümmernung der Anfang des Untergangs?

Aber ist denn überhaupt ein Leben ohne Vorherrschaft der Handfunktion möglich? Kann uns irgend etwas aus dieser Not, in die uns die mechanistische Wissenschaft

und die mechanische Organisationsfähigkeit durch das Handerlebnis von Zug und Druck gebracht hat, befreien?

Es gibt ja noch andere Sinne. Und auch diese müssen wir untersuchen, so wie wir die Hände untersucht haben, ehe wir ein umfassendes Bild über das Schicksal des Menschen erhalten.

*

Die Reihe dieser Abhandlungen wird fortgesetzt. Von demselben Verfasser, dem westfälischen Dichter Hans Roselieb, erscheinen in den nächsten Bänden unter dem zusammenfassenden Titel „Die Hauptsinne und das menschliche Schicksal“ folgende Aufsätze:

„Die Ohren“

„Der Mund und die Sprache“

„Die Nase“

„Die Augen“

„Was die Hauptsinne uns über
unsere Zukunft sagen“



Römerstraße im Hunsrück

RUNEN DER STRASSE

Von Louis von Kohl

Aufnahmen von Albert Renger-Patzsch

I.

Die Wege und Straßen eines Landes sind wie Runen, die uns das Wesen seines Volkes enthüllen. Sie sind geschichtliche Urkunden, die oft wahrhafter sind als die schriftlichen. Denn sie tragen nicht nur die Spuren der unzähligen Füße, die über sie hinweggeschritten sind. Sie sind nicht nur von den Händen geprägt, die sie schufen, von den Absichten, die sie entwarfen. Sie greifen auch noch tief in das tägliche Leben eines jeden Volkes hinein. Nicht allein das Schicksal von Generationen, sondern das ganzer Völkerkulturen verbirgt und offenbart sich in ihrer Lage, in ihrer Gestaltung, in ihren Kurven und Windungen und



Straße in Westdeutschland

in ihren fernen und nahen Zielen. Sie sind das Spiegelbild der Jahrzehnte, oft der Jahrtausende. Selbst in ihrem Untergange reden sie noch zu uns.

Aufstieg und Abstieg der Nationen und die ganze bunte Tragik des Völkerlebens enthüllen sich in ihnen. Erzählen nicht die wehmütigen Ruinen persischer Königsstraßen von der Stärke, aber auch von dem Verfall eines großen Volkes? Welche tiefe und furchtbare Symbolik verbirgt sich nicht in dem Schicksal der prächtigen Straßen der Inkas, der Tolteken und der Mayas? Das Grauen der spanischen Eroberung Amerikas, die hohe Kulturen nur um des schnöden Goldes wegen vernichtete, ist darin zu lesen. Und niemand kann jener „Straße der vierzig Tage“ gedenken, die durch die Libysche Wüste führt, ohne erschüttert zu werden. Diesen Weg zogen Jahrhunderte hindurch die Karawanen der Sklavenhändler mit ihrer menschlichen Beute — „Straße“ ist allerdings fast

zu viel gesagt: sie besteht nur aus Sand und immer wieder Sand, hier und dort ragen Hals und Schädel eines verendeten Kamels aus diesem ewigen Sand hervor, um den Wanderern als Wegweiser zu dienen. Tausende von Sklaven sind klagend diese endlose Straße gezogen, Hunderte haben hier einen qualvollen Tod gefunden. Erzählen nicht die Überreste der „langen Brücken“ der Römer, die der etwas prahlerisch veranlagte Ahenobarbus durch die oldenburgischen Moore legte, von dem Herrscherwillen, aber auch von dem Größenwahn eines starken Volkes? So erleben wir Menschen- und Völkerschicksale, wenn wir die Wege betrachten, die sich wie die grauen Fäden eines ungeheuern Spinnwebes über die Erde ziehen.

Wenn wir uns ein wahres Bild dieser unserer Erde machen wollen, dürfen wir uns sie nicht ohne Wege und Straßen denken. Ohne diese sind Staaten und Länder nur wie farbige Klekse, die leblos auf der papierenen Oberfläche der Karte liegen. Erst die dünnen und feinen Striche der Straßen machen das Bild lebendig: sie schlingen sich von Ortschaft zu Ortschaft, von Stadt zu Stadt; sie verbinden Volk mit Volk, Kultur mit Unkultur. Wie ein ungeheurer Ameisenschwarm wimmelt die Menschheit sie entlang. Aus den bisher toten Farbenklecksen der Karte wächst erst dann ein Bildnis dieser ewig unruhigen, ewig sich wandelnden, ewig wandernden Menschheit hervor — jener herrlichen und doch gleichzeitig so furchtbaren Menschheit, der wir selbst angehören. Um deren Seele Gott und Satan seit jeher gestritten haben und heute noch kämpfen.

II.

Seltsam genug: erst die Straßen schufen die große Bewegung der Geschichte — und dennoch entstanden sie selbst erst, als die Menschheit aufhörte, in ständiger Unruhe



Straße bei Bacharach (Nebental des Rheins)

über die Erde zu fluten. Denn wohl schaffen auch die Straßen Unruhe, aber sie bringen gleichzeitig Ordnung in diese Unruhe. Sie setzen der Bewegung Ziele, indem sie ihr Ausgangs- und Rückkehrpunkte geben. Sie wandeln das ziellose Hin- und Herfluten in ein zielbewußtes Hin- und Zurückwandern innerhalb begrenzter Räume. Und damit erst begann die Geschichte der Menschen.

Solange diese noch als Jäger und Sammler einer unendlich fernen Vergangenheit auf der Erde umhertrotteten, gab es naturgemäß keine Wege. Es gab kaum Stege oder Pfade. Denn selbst diese entstehen nur zwischen bestimmten Punkten durch das ständige Hin- und Herwandern der vielen Füße, die allmählich die Wurzeln der Gräser zertreten und den Boden feststampfen. Die Jäger und Sammler jener ersten Vergangenheit sind wahrscheinlich eher den Pfaden der wilden Tiere gefolgt. Denn diese, nicht die Menschen, haben die ersten Stege gebildet, die durch die Steppe vom Weideplatz nach der Tränke oder im Dunkel des Dschungels von der Ruhestätte nach dem Jagdrevier, von diesem nach dem Flusse und von dem Fluß zurück zur Ruhestätte geführt haben werden. Schon damals wird der Jäger erfahren und vorsichtig genug gewesen sein, selbst keine Pfade zu bahnen, die ja nur dazu gedient hätten, die Tiere zu warnen und zu verscheuchen.

Erst mit der festen Ansiedlung der Menschen wurde es anders. Der Ackerbau mag der erste Lehrer der Menschheit auf diesem Gebiete gewesen sein. Von der Höhle zum dünnbewachsenen Acker und zur klingenden Quelle ging wohl vermutlich der erste menschliche Pfad, der zweite vom Dorf nach den Feldern, Gärten und Brunnen. Je größer das Dorf wurde, umso breiter der Pfad; noch heute erkennt man in Afrika oder in Indien an der Breite des Weges, wie groß das Dorf sein muß, nach dem er führt

Der zweite, noch bessere Lehrer, war der Handel, der viel weitere Gebiete in seine Kreise hineinzog. Die Natur hat es ja so eingerichtet, daß nur wenige Völker innerhalb ihres eigenen Lebensraumes alles das finden, was sie zum täglichen und zum festlichen Leben nötig haben. Einige Völker besaßen jene Stoffe, die andere benötigten. Da einige Eisen, andere aber Zinn oder Kupfer oder Gold, wieder andere Salz oder Getreide, Öl oder Wein besaßen, mußte schon früh ein Tauschhandel zwischen den Völkern entstehen. Bereits im prähistorischen Europa erstreckten sich die Handelswege deshalb von Nord nach Süd, von Ost nach West: selbst auf Island hat man Münzen gefunden, die in Zentralasien hergestellt sind. In Ostpreußen hat man Kunstwerke ausgegraben, die aus Vorderasien stammen. In den Mittelmeerländern liebte man den nordischen Bernstein und führte deshalb andere Waren nach dem Norden aus oder man bezahlte sie mit Gold- und Silbermünzen. Spanisches und britannisches Zinn war überall in Europa und Vorderasien eine hochgeschätzte Ware. Schon von den ältesten Zeiten her wagte sich der Kaufmann überall hin. Nicht einmal die Wüste fürchtete er: große Karawanen zogen, lange vor Christi Geburt, die endlosen Strecken durch den Sand, um die Seide aus China nach Syrien zu bringen, von wo aus sie nach dem mächtigen Rom weitergeleitet wurde. Solche Karawanenwege haben merkwürdigerweise die Jahrtausende überlebt, obgleich sie unsichtbar und immer etwas schwankend und flüchtig sein müssen. Nicht einmal die Naturgewalten haben sie vernichten können. Selbst wo die Dünen, wie am Nordrande des Fessans, ihre Gestalt verändern und die Futterplätze der Kamele verschütten, zeigen wenigstens die Gerippe von Tieren und Menschen, wo der Weg sich hinzieht. Auch in andern Gebieten können solche,



Landstraße im Bayrischen Wald

fast unsichtbare Wege von größter Bedeutung sein: durch das Innere Australiens führen noch heute die unscheinbaren Steppenwege, auf denen die Eingeborenen von einem Rande des Kontinents zum andern wandern.

Auch in der deutschen Geschichte haben vor- und frühgeschichtliche Handels- und Völkerstraßen primitivster Art eine bedeutende Rolle gespielt, wie zum Beispiel die Wege, die der Salz- und der Bernsteinhandel gingen. Sie sind auch heute in den Namen vieler Ortschaften erkennbar (wie Sooden, Salzungen, Hall). Einige dieser Straßen sind später ganz besonders bedeutungsvoll geworden, unter ihnen der westfälische Hellweg, der dem Gerücht nach von den Römern, aber wahrscheinlich schon früher von den Germanen durch die Wälder geschlagen wurde. In der historischen Zeit wurde er zum fränkischen Königsweg; als solcher mußte er so breit sein, daß ein Reiter mit



Allee am Niederrhein

quergelegter Lanze hindurchreiten konnte. Der thüringische Rennsteig geht vielleicht noch weiter in die vorhistorischen Zeiten zurück. Er ist der Schauplatz vieler Kämpfe gewesen; viel Blut ist hier geflossen, es ist hier viel geflucht und viel geseget worden, bevor die blutübersrömten Männer für immer verstummt. An manchen Wegen dieser Art finden wir noch Spuren vorhistorischer Flichburgen — der Mensch hat von jeher einen seltsam sichern Blick für die strategischen Vorteile eines Geländes gehabt, wie blind und töricht er auch sonst war. An den Knotenpunkten vieler Straßen entstanden im Laufe der geschichtlichen Zeit Burgen und Städte. Jahrhunderte hindurch führten die Völker ihre Kriege um sie, einige, um diese Wege zu verriegeln, andere, um sie dem Verkehr zu öffnen. Schon in dieser Entwicklung der alten Handelsstraßen sehen wir den neuen, großen Lehrer der Menschheit emportauchen, den K r i e g.

III.

Aber ob breit oder schmal, schmiegte sich der kunstlose Weg der meisten Völker immer eng an den Boden. Denn je einfacher ein Volk, umso stärker ist es an die Gestaltung seines Lebensraumes gebunden. Seine Wege kriechen langsam und mühselig die Berge empor; noch haben sie nicht die Serpentina kennen und schätzen gelernt. Aus Instinkt vermeiden sie jedoch die schneeigen Höhen und die allzu schroffen Steigungen; sie verstehen es bereits, die niedrigsten Paßübergänge zu finden. Sie umgehen vorsichtig die finstern Wälder und die Sümpfe, den Flugsand und die allzu unüberschbaren Strecken. Sie offenbaren eine gewisse Scheu vor Gegenden, die dem Volksglauben nach mit irgendwelchen geheimnisvollen Gefahren behaftet sind, wie jene zauberumwobenen Stellen, von

denen blutige Mythen erzählen oder die als Wall- und Opferplätze bekannt sind. Niemand liebt es nämlich, die Geister der Getöteten oder der Ermordeten in nächtlicher Stunde zu treffen.

Mit steigender Kultur ändert sich dieses Verhältnis zur Natur etwas. Man wird weniger abhängig. Man wählt seinen Weg mit kühnerer Überlegung. Man lernt, daß die gerade Linie der kürzeste Weg ist. Man folgt nicht mehr sklavisch den Windungen eines Flusses und zieht allmählich die Täler und Niederungen den Höhen vor. Langsam lernt man die Natur und die Eigentümlichkeiten des Bodens auszunutzen und den eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Dennoch bleibt der Lebensraum noch immer in mancher Beziehung entscheidend. Auf Inseln bleibt der Verkehr zum Beispiel immer an die Küste gebunden; die Seefahrt bildet seine natürliche Verlängerung. Selbst auf recht hoher Kulturstufe bleibt dieses unverändert; auf Island ist das Innere noch heute fast weglos, da die Straßen und die Großsiedlungen an der Küste liegen. Ähnliches gilt dem gebirgigen Peloponnes. Die eigentümliche Entwicklung Spartas im Gegensatz zu derjenigen Athens wird erst völlig verständlich, wenn man bedenkt, daß Sparta in einem verkehrsarmen Innern, Athen aber an einer freien Küste lag.

Doch auch in anderer Weise macht sich die Natur des Lebensraumes bemerkbar. In Gebirgsgegenden wurden die Wege fest und hart, und deshalb spielte sich der Verkehr trotz der Höhen oft leichter ab als in den Niederungen mit ihrem weichen Boden. Auch in Deutschland waren die Wege der Ebenen bis ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert hinein die wahren Moräste: die Wagen sanken tief in den Schlamm, die Tiere brachen oft zusammen, die Treiber und die Kutscher mißbrauchten fluchend ihre



Flexenstraße

Peitschen. Jene furchtbare mittelalterliche Strafe des Räderns ist in solchen Niederungen entstanden; ursprünglich legte man nämlich die Verurteilten über die tiefen Wagenspuren der Straßen und ließ dann die schweren Wanderkarren über die Unglücklichen fahren, so daß die Knochen zerbrachen. Immerhin bedeutete die geringe Qualität dieser Wege doch einen gewissen wirtschaftlichen Vorteil. Denn Gasthäuser, Dörfer und Städte an den großen Landstraßen verdienten gut dabei. Die Reisenden hatten ja zahlreiche Anhaltestationen nötig, damit Tier und Mensch sich von den schweren Mühen erholten. Die einfachste praktische Erwägung verhinderte deshalb, daß die Wege jemals instand gesetzt wurden.

Doch haben die Straßen der Niederungen auch ihre besondere Anmut. Fast überall sind sie von Bäumen oder Hecken umrandet, in denen sich die Fruchtbarkeit und die



Alpenstraße

Mannigfaltigkeit des Bodens und die Art des Klimas enthüllen. Weißschimmernde Birken, rauschende Pappeln, duftende Linden, fruchtbare Obstbäume verleihen den langen Wegen der Ebene einen lächelnden oder wehmütigen Reiz, der den Straßen des Hochgebirges unbekannt ist. Und selbst wo keine Bäume vorhanden sind und nur der gewürzte Duft und die bunte Pracht der wildwachsenden Pflanzen am Rand des Weges die herbe Nüchternheit der Straße beleben, wird das Wandern eine Lust. In felsigen Gegenden bieten die aus großen Steinen gebauten, im Sommer blumenbedeckten Zäune einen ebenso malerischen Anblick.

Doch wie einfach solche kunstlose Naturstraßen uns auch vorkommen, haben sie doch ihren Zweck erfüllt. Sie waren Vorbedingung für den Aufstieg der Menschheit. Jene Völker, die nie über die Stufe der Pfade und Stege hinaus-

kamen, leben — wie viele afrikanische Stämme — noch heute im Dunkel der Geschichtslosigkeit; ihr Leben ist arm und kümmerlich, karg und freudlos. Aber die andern, die — wenn auch durch den tiefen Schlamm schlechter Straßen — eine Verbindung mit den großen Handelswegen der Welt aufrecht erhielten, stiegen immer höher und höher, und wurden immer reicher. Ihr Geist wagte schon die ersten kühnen Flüge in den Äther. Aus ihrer Sehnsucht wuchs die erste Kunst berauschend hervor: denn alle Kultur ist an den Verkehr zwischen Völkern gebunden. Im isolierten Raum kann keine Sehnsucht schöpferisch wirken.

Allerdings blühten auch diese Völker nur so lange, bis andere entstanden, die fähig waren, Straßen zu schaffen, die sie von dem Gelände ganz unabhängig und damit beweglicher machten. Mit der Hilfe der Naturstraßen kann man wohl einen kleinen Staat in Ordnung halten, aber kein raumgroßes Reich. Mit der Seefahrt kann man Küsten plündern oder Waren in friedlichem Handel von einem Hafen zum andern bringen, aber man kann mit ihr keine fremden Länder regieren. Dieses vermag nur ein Volk, das Kunststraßen zu bauen vermag und es zur richtigen Zeit tut. Deshalb setzte der Bau der Kunststraßen den Trennungsstrich zwischen Herren- und Sklavenvölker. So wurde der Wille zur Macht oder mit andern Worten: die P o l i t i k der letzte und größte Lehrer der Menschheit auf diesem Gebiete.

IV.

Nur merkwürdig wenige Völker haben es so weit gebracht, daß sie eine bewußte Staatskunst entwickelten. Irgend etwas fehlte dem Charakter der meisten, jener letzte Funke staatsmännischen Genies, die letzte entscheidende Stählung des Willens, der nie verlöschende Brand der Seele. Irgend-

wie blieben die meisten schwächlich und weich und vermochten es nicht, sich über die engen Grenzen eines Kleinstaatwillens und eines Kleinstadtlebens emporzuheben.

Von den Negern soll hier nicht gesprochen werden; sie schlafen noch immer den süßen Schlaf der Faulenzer. Die Ägypter aber und die semitischen Völker Mesopotamiens schufen Bewässerungsanlagen, aber keine wirklichen Kunststraßen, sie bauten Paläste und Pyramiden, aber sie stiegen nie zur Höhe der wirklichen Herrenvölker empor. Es fehlte ihnen die entscheidende Kraft dazu, genau wie es ihnen an der Fähigkeit mangelte, eine eigene Kultur zu schaffen; was wir bei ihnen von solcher finden, haben sie von den Sumerern und den Hettitern erhalten. Hin und wieder versuchten ehrgeizige Fürsten Weltreiche aus diesen Staaten zu machen, aber nach ihrem Tode brachen diese sofort zusammen. Doch bereits im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt tauchten in Vorderasien Völker auf, die größere politische Fähigkeit besaßen. Da waren vor allem die Hettiter, ein indogermanisches Volk, also aus derselben Rasse wie wir; denn damals gehörten Sprach- und Blutsverwandtschaft noch zusammen. Sie bauten die ersten Kunststraßen unserer Welt. Einige Jahrhunderte später trat ein zweites arisches Volk auf die Bühne, das der Perser, die den Gedanken des Straßenbaues als eines wichtigen Teiles der Staatskunst noch weiter führten. Sie verknüpften die erste staatliche Postorganisation mit der Anlage ihrer hervorragend schönen Straßen. Mag sein, daß diese militärisch so bedeutungsvollen Wege auch den Siegeszug Alexander des Großen und damit den Untergang des Perserreiches gefördert haben. Jede Neuschöpfung ist ja wie ein zweischneidiges Schwert: es dient seinem Besitzer treu, solange er stark ist; dem Alten und Wackligen aber zerschneidet es die Hand. Wieder einige Jahrhunderte



Straße am Traunsee im Salzkammergut



Der „Hellweg“ bei Bochum (Alte Völkerstraße)

später tauchten dann neue Weltherrscher hervor. Und wieder waren es Arier, nämlich die Römer, die dank ihrer Staats- und Straßenbaukunst auf lange Zeiten hin den römischen Frieden zu sichern verstanden. Es kann kein Zufall sein, daß alle diese Völker, die Kunststraßen und Weltreiche bauten, Arier gewesen sind.

Doch während dieses im Zentrum unserer Erde geschah, hatten an den äußersten Rändern der Welt einige andere Völker dieselbe Erkenntnis errungen. An den Ufern des Stillen Ozeans hatten die Chinesen auf der asiatischen, die Inkas, die Tolteken und die Mayas auf der amerikanischen Seite Kunststraßen ersten Ranges und gewaltige Kanäle geschaffen. Auch sie taten es aus politischen Gründen; nur dadurch erhielten sie die Möglichkeit, ihre großen Reiche richtig zu verwalten. Allerdings sind alle diese Völker — mit Ausnahme der Chinesen — von der Bildfläche verschwunden. Und auch das chinesische Reich kämpft um seinen Bestand, auch seine Straßen und Kanäle tragen die bitteren Spuren des Niederganges wie die Wege der indianischen Großstaaten. Und über die römische Straße, die einst vom Fußschlag marschierender Legionen hallte, führt heute der oberdeutsche Bauer seinen blinkenden Pflug.

Aber die Erde ist inzwischen an Straßen reicher geworden. Neu entstandene Herrschervölker aus arischem Blute und germanischen Stammes haben der Welt gezeigt, wie man Straßen baut, die fast unvergänglich erscheinen, obgleich sie einen Verkehr ertragen müssen, von dessen Fülle und Schnelligkeit jene alten Völker nicht einmal träumen durften. Die Deutschen sind vor allem die Meister der technischen Seite dieser Aufgabe gewesen. Die Engländer aber haben es allein verstanden ihre politische Verwendung zu beherrschen. Deshalb wurden auch sie die Schöpfer des größten Weltreiches, das die Menschheit je

erlebt hat. Wo sie auch hinkamen, schufen sie feste Straßen. Es gelang ihnen dadurch, die Eroberungen ihrer Seefahrer, Kaufleute und Abenteurer zu sichern und der Nation nutzbar zu machen. Sie allein waren imstande, den See- und den Landverkehr in der richtigen politischen Weise zu verbinden.

V.

Wird aber nicht unsern Straßen dasselbe Schicksal beschieden sein wie denen der untergegangenen Völker?

Auch hierauf gibt die ungeschriebene Geschichte der Straßen uns die Antwort; unsere Wege dienen andern Zwecken, und sie sind aus einem anderen Geiste entstanden. Als der Schotte MacAdam in Peking weilte, sah er dort jene Anordnung der Pflastersteine, die in Europa später beim Bau so vieler öffentlicher Straßen verwendet worden ist. Er lernte sie im kaiserlichen Palaste in Peking, nicht auf der Straße kennen. Und hier liegt auch die Antwort auf unsere Frage: was bei frühern Herrschervölkern nur einer kleinen Schicht von Auserwählten dienen durfte, um ihren Glanz und ihre Lust zu erhöhen, das dient heute dem ganzen Volke. In ähnlicher Weise waren auch die Schrift und die Kunst bei einigen frühern Völkern nur Werkzeuge der Macht oder Spielzeug der Wenigen, während sie bei uns Eigentum des Volkes sind.

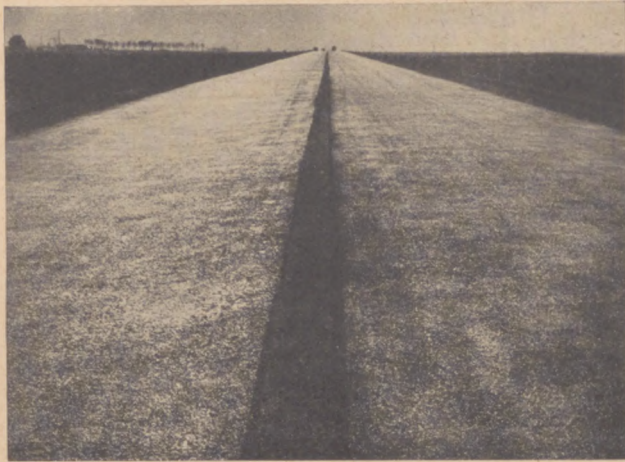
Vielleicht kommt dazu auch noch eines — vielleicht nur, denn wir kennen ja nicht die geheimen und tiefverborgenen Kräfte der Natur und des Lebens; wir wissen nicht, wir können nur ahnen. Straßen sind Runen. Diese aber waren unsern Vorvätern nicht nur Schrift-, sondern auch Zauberzeichen. Unsere Ahnen glaubten, daß eine geheime magische Kraft aus den Runen hervorging, der niemand widerstehen konnte. Wenn jemand Runen auf den Weg



Straße im Industriegebiet

warf, mischte sich ihre Kraft in das Schicksal derer, die auf sie traten, und verlichen ihm — je nach dem Willen des Runenwerfers — Glück oder Unglück. Freude oder Leid.

In der Vergangenheit wurden die Straßen von Sklaven und Sträflingen gebaut. Es war schwerste Fronarbeit, die unter den furchtbarsten Verwünschungen, in Haß und in Qual ausgeführt wurde. An jedem Stein klebte Menschenblut. In grauenhafter Weise war Schmerz und Unglück mit dieser Arbeit verknüpft. Aus jenen Straßen stieg deshalb, unsichtbar, eine dunkle Wolke des Hasses empor und mit ihr die düstere Kraft des bösen Willens. Wie sollten sie dann ewig bestehen bleiben? Wie sollte es möglich sein, daß sie nur dem Glück dienen konnten? Irgendwie wirken ja vielleicht auch in unserm Leben —



Autostraße Köln—Bonn

wie unsere fernen Vorväter es glaubten — Liebe und Haß, Segen und Verwünschungen der Toten mit und verleihen ihm einen lichten oder einen düstern Ton, einen glückhaften oder einen leidvollen Klang.

Unsere Straßen werden heute von freien Arbeitern gebaut. Jedes Stückchen eines Weges gibt von seinem ersten Anfang an vielen Menschen das tägliche Brot. Und vollendet bringen die Straßen dem ganzen Volke Wohlstand und Freiheit. Deshalb dürfen wir vielleicht hoffen, daß aus ihnen auch die Freude und der Segen der Arbeit emporblühen und damit neue Kraft und neuer Lebensmut aufsteigen werden. Solange wir daran glauben und danach handeln, werden wir es nicht nötig haben, die Runen der Straßen zu fürchten.



Sicht durch das Tor der Sternwarte von Pisac

BAUKUNST VOR ZEHNTAUSEND JAHREN

Von Kurt Severin, Panama

Das Flugzeug vertilgt langsam die weißen Flecken der Landkarte. In der Arktis wie in den Tropen werden ungeheure Gebiete von der Luft aus registriert. Die riesigen Landstrecken Südamerikas, die kaum erreichbaren Teile der Hochanden werden von oben photographiert. Die Flieger der Gesellschaften, die sich mit den Vermessungen staatlichen und privaten Eigentums befassen, machen in neuerer Zeit immer wieder merkwürdige Entdeckungen.

Weitab von jeder Zivilisation finden sie in dem Relief des großen Kontinents plötzlich riesige Bauwerke, Amphi-



Die angekreuzte Stelle zeigt den Standpunkt des Steinbruchs, aus dem die ungeheuren Zyklopen des Hochaltars stammen. Die Entfernung beträgt ungefähr 9 Kilometer. Flußpassage und große Gefälle machen das Rätsel des Transportes noch größer. Mit den modernsten technischen Mitteln ist es heute noch ein Problem, die einstmals geleisteten Transportarbeiten zu wiederholen.



Die Festung Saosahuman. Das größte vorkolumbianische Bauwerk des gesamten amerikanischen Festlandes. Hier stehen Steine von mehr als 20 Tonnen Gewicht und einer Höhe von 6 Meter. Es wird stets ein Rätsel bleiben, mit welchen technischen Hilfsmitteln diese Giganten nach hier geschafft werden konnten.

theater, sehen aus der Höhe die feinen Äderchen gigantischer Bewässerungsanlagen, ja ganze Städte, aufgesetzt auf die schwindelnd hohen Kämme der Gipfel oder eingebettet in verborgene Winkel der Talmulden, Kulturplätze vergangener Rassen, die den Augen der Weißen bisher verborgen geblieben — nicht einmal mehr den Eingeborenen bekannt waren. Immer wieder laufen in unserm Zeitalter der Lufteroberung die Anzeigen von neuentdeckten Ruinen aus Ekuador, Bolivien und besonders Peru ein. Neue Wunderwerke gesellen sich den alten, längst bekannten klassischen Beispielen altamerikanischer Baukunst zu.

Wer einmal Gelegenheit hatte, die drittgrößte Stadt Perus zu besuchen, die ehemalige Inkahauptstadt Cuzco



Der berühmte Thron des Inka, von dem aus der Herrscher den Kriegsspielen und religiösen Veranstaltungen auf dem Festplatz zu seinen Füßen zusah. Wie der feinste Zementguß, so sind die Stufen sauber in den Naturstein geschnitten. Ein indianischer Lamahirte macht Rast auf dem höchsten Sitz seiner Vorfahren und spielt Flöte.

mit dem benachbarten Yukaytale, für den ist der Nimbus der Mittelmeerkulturen Roms, Griechenlands und Ägyptens dahin. Nicht die bei diesen so gerühmte äußere Schönheit und Vielseitigkeit der Ornamentik finden wir hier, sondern diese ersten Amerikabauten verblüffen durch die Gewalt des Materials, die Vollkommenheit der Ausführung, die Solidität der Fundamente, die Dauerhaftigkeit der Struktur, die mathematische Berechnung und Zusammensetzung der oft tonnenschweren Zyklopen. Die genialen Lösungen der bautechnischen Probleme sind bei Berücksichtigung der Entstehungszeit und des verwendeten Materials vielleicht höher zu bewerten als alle Wunderwerke am Mittelmeer oder in Asien.

In einer Hinsicht sind die hier geleisteten Arbeiten sogar auf der ganzen Welt ohne Gegenstück, nämlich im Schnitt und in der Zusammensetzung der Steine, besonders aber im Transport der ungeheuerlichen Blöcke über große Entfernungen. — Ingenieure, ausgerüstet mit den modernsten technischen Mitteln unserer Zeit, würden angesichts des zu bewältigenden Terrains, der Entfernungen, der Ausmaße und Gewichte des von den Vorinkas verwendeten Materials wahrscheinlich völlig versagen und fassungslos dastehen.

In Cuzco, der phantastischen Stadt des amerikanischen Kontinents, finden wir die Baustile mehrerer Jahrtausende miteinander verquickt. Da sind zunächst die Fundamente und Wälle ihrer Gründer, jener rätselhaften Rasse des Hochlandes, die später um das Jahr 1000 nach Christus von dem Inkareiche aufgesogen wurde, die fünfzehnt Jahre lang die Metropole des Sonnenreiches zierten, bis die Spanier in ihrem Glaubenseifer alles Heidnische niederrißen, um ihre Kirchen und Klöster zu bauen — eben auf jene unerschütterlichen Grundmauern, die auch dann noch stehen werden, wenn alles abendländische Konglomerat wieder zu Staub zerfallen ist.

Heute noch wandelt man in Cuzco auf dem Pflaster, das vor Tausenden von Jahren die fleißigen Erbauer der Stadt legten. Noch muß man an den Intarsienwällen, den Wundermauern der Alten, vorbei. Bis über Mannshöhe gehen diese mit ihren bis zu zwölf und dreizehn Kanten sorgfältigst geschliffenen Steinen, und so sauber und exakt sind sie ohne jedes Bindemittel, wie Mörtel oder Lehm, zusammengesetzt, daß es heute noch nicht möglich ist, eine Stecknadelspitze zwischen die Fugen zu bringen. Auf viele Hunderte von Quadratmetern wurden diese Mauern mit ihren tausend Kanten mathematisch auf das genaueste berechnet.

Über der in Form eines Pumas angelegten Stadt Cuzco liegt die Festung Saosahuman, das gewaltigste Bauwerk,



Eine Lamaherde passiert eine der alten Inkastraßen. Links befand sich der Palast des Inkas Huayna Capac, rechts das Haus der Sonnenjungfrauen.

das das vorgeschichtliche Amerika überhaupt hervor- gebracht hat. Erschüttert steht man vor diesem Koloß, den Menschenhände mit Steinbeil, Meißel, Hanfstricken und primitiven Hebebäumen zustandegebracht haben. — In drei halbbogenförmigen übereinanderliegenden Zickzack- linien beherrschte Saosahuman einst das Tal. Steinblöcke bis zu einer Höhe von 6 Meter und einem Gewicht von mehr als 20 Tonnen formen die Ecktürme. Keine wahllos aufeinandergetürmten Megalithen, sondern akkurat be- hauene und für das Gesamtbild berechnete Vielkantsteine von enormen Ausmaßen sind hier verwendet worden. Wer löst das Rätsel ihrer Bearbeitung und ihres Transportes? Man kennt zum Teil die weit entfernt liegenden Stein- brüche, aus denen das Baumaterial stammt. Wie im nahen Yukaytala, wo sechs Steingiganten — herbeigeschleppt aus einem fast 10 Kilometer entfernten Steinbruch — hoch oben auf der Festung von Ollantaitambo einen Hochaltar bilden. Genial gegeneinander ausbalanciert, haben diese zu einem Block vereinten Megalithen Jahr- tausende überdauert, ohne sich zu zerreiben oder weg- zubrechen. Unvollendet mußten die Erbauer dieses Wun- derwerk lassen, eine plötzliche Katastrophe hat sie ver- trieben, denn noch sieht man am Wege vom Stein- bruch bis zur Burg ungeheure, fertig behauene Brocken liegen, die ihren heiligen Bestimmungsort nie erreichen sollten, und die auch niemand später fortzubewegen im- stande war.

Weiter im Süden am Titicacasee liegt Tiahuanaco, als wahrscheinlicher Ausgangspunkt aller spätern Hochlands- kulturen. Gleich den Bauten des Cuzcokreises sind die Grabtürme auf den Hügeln rings um den Titicacasee mörtellos zusammengesetzt. Die Stadt Tiahuanaco selbst war einstmals Hafenstadt, obwohl sie heute fast 12 Kilo- meter vom See entfernt liegt. Kosmische Katastrophen haben den See zurückgedrängt. Die Umgebung ist heute unfruchtbar und öde — wie hat sich hier eine Millionen-



Eines der typischen trapezförmigen Tore aus der Inkazeit. Bei allen Bauwerken aus der vorkolumbianischen Zeit findet sich diese Form bei den Götternischen und Hauseingängen.



Chullpa, Grabturm in der Nähe des Titicasees. Dieses Bauwerk gehört zur Tiahuanocokultur, deren Alter auf rund dreizehntausend Jahre geschätzt wird, und somit zu den ersten größern baulichen Dokumenten der Welt gehören. Sauberer Schliff und mörtellose Zusammensetzung wie bei den viel spätern Cuzcobauten auch hier.



Eine der berühmten Inkamauern aus Cuzco. Der Schliff und die Zusammensetzung dieser bis zu dreizehn Kanten geschliffenen Steine ist so sorgfältig, daß es heute noch nach Tausenden von Jahren, nach vielen Erdbeben, nicht möglich ist, eine Messerschneide zwischen die Fugen zu schieben. Die warzenähnlichen Erhöhungen sind bis heute ein ungelöstes Rätsel.

stadt erhalten können? Rätsel wie alles, was man in diesen Ländern auf Schritt und Tritt findet.

Auf bestechende Weise berechnet Posmanky, ein in Bolivien lebender deutscher Gelehrter, die Entstehungszeit dieses Kulturzentrums. Aus der Deklination des Sonneneinfalls auf eine Sonnenuhr, die im Schnittpunkte zweier Tempelpfeiler steht, kommt er auf ein Alter von dreizehntausend Jahren. Diese Theorie ist der Ausgangspunkt vieler wissenschaftlicher Fehden. Eines steht jedoch fest, daß diese Trümmer hier uralt sind, ja so uralt, daß man sie wohl zu den Dokumenten allererster menschlicher Bautätigkeit auf unserer Erde rechnen muß. *Copyright 1934 by Weltrundschau, Eerlin.*



*Text von Dr. E. Lutze * Aufnahmen von Hans Retzlaff*

Die Schöpfungen und der Name des Ferdinand Dietz reichen nicht an den Ruhm seiner Landsleute und Zeitgenossen Balthasar Neumann und der Dientzenhofer heran, die im achtzehnten Jahrhundert in den fränkischen Gebieten ihre berühmten Kirchen, Schlösser, Bürgerhäuser und Klöster errichteten. Und auch im engern Rahmen der Plastik hat sein geringerer Nebenbuhler Johann Peter Alexander Wagner unverdient den Ruhm des genialen Dietz überdeckt — dank seiner Gabe, sich geschickt den neuen Forderungen des aufkommenden Klassizismus anzupassen. Die Dietzschen Gestalten dagegen sind reine Geschöpfe des Rokoko: in einer Beschwingtheit und temperamentvollen Lebendigkeit, die ihresgleichen in Deutschland suchen. Seine Hauptkraft liegt darin, auf kurvige Konsolen gestellte Figuren in Gruppen zu komponieren. Seine eigentliche Heimat ist daher der Park, wo er seine Jahreszeiten und Monatszyklen, Theatergruppen und Mythologien an kunstvollen, perspektivisch berechneten Wegen, an Terrassen und fontänengeschmückten Seen in das Grün der französisch stilisierten Anlagen schmiegte. Veitshöchheim bei Würzburg hat sich bis heute in dem zauberhaften Stil des Jahrhunderts der Schäferspiele erhalten, während die ursprünglich noch reichern

Gruppen von Schloß Seehof bei Bamberg dem Unverständnis des vorigen Jahrhunderts zum Opfer fielen. Die Musikalität der Dietzchen Kunst hat sich gleichsam selbst dargestellt in einem Gartenkonzert, das unlängst vom Germanischen Museum in Nürnberg erworben und wieder zusammengesetzt werden konnte. Gegenüber der „Sphinx aus Seehof“ sind die Köpfe zierlicher, die Gewänder schnittiger, die Bewegungen wiegender geworden. Dietz steht mit diesen Figuren auf der Höhe seiner Kunst, die uns einen überraschend persönlichen Einblick in die höfische Kultur des späten Rokoko gewährt. Die ganze Gruppe besteht aus sieben Musikanten, von denen wir fünf in unsern Bildern zu zeigen vermögen: eine Sängerin, zwei Lautenspielerinnen, einen Flötisten und einen Dirigenten, die alle von einem Sänger dirigiert werden, der ein zusammengefaltetes Notenblatt als Taktstock führt. Die zierlichen, als Brustbilder in Sandstein ausgeführten Figuren stehen auf elegant geschwungenen Sockeln und sind im Museum wie eine wirkliche Kapelle in eine halbrunde Orchestermuschel gestellt. Ursprünglich werden sie in einem fränkischen Park bewundert worden sein, und die wie im Fluß von Melodien sich wiegenden Körper, ihre graziös ein- und ausspringenden Umrisse werden sich von dem Grün der Anlagen wirkungsvoll abgehoben haben, während das Sonnenlicht die meisterhaft modellierten Gesichter erst richtig zum Sprechen brachte. Allein, Sonne und Regen sind nicht spurlos an den Musikanten vorübergegangen: es bedurfte einer behutsamen Zusammensetzarbeit im Museum, ehe sie sich wieder so gaben, wie sie Dietz aus seiner Werkstatt hatte hinausgehen lassen: als leichtlebige Geschöpfe des Rokoko. Zu der virtuosen Beherrschung der Gewänder gesellt sich als unverkennbares Zeichen der eigenhändigen Meisterschaft von Ferdinand Dietz der Reichtum des seelischen Ausdrucks in den Gesichtern: das lächelnd-lässige Notenlesen der reizenden Sängerin, die gespannte Aufmerksamkeit der beiden

Schönen mit der Laute, die höfische Eleganz des Flötenkavaliers und die geistig beherrschende, „tonangebende“ Mimik des Kapellmeisters, dessen Züge an die Bildnisse zeitgenössischer Musiker des achtzehnten Jahrhunderts erinnern. — Es ist fraglich, für welches Schloß die Gruppe gearbeitet worden ist; wir können sie aber einordnen in das Lebenswerk von Dietz und damit vermuten, daß sie für Unterfranken geschaffen wurde. Die Statuen des Parkes von Veitshöchheim bei Würzburg stehen dem Nürnberger Konzert am nächsten, wenn sie auch in der Durchbildung der Einzelheiten hinter diesem zurückbleiben. In den Jahren 1765 bis 1768 ist Dietz in Veitshöchheim tätig gewesen, nachdem er vorher fünf Jahre lang an der Ausschmückung des Parkes von Seehof bei Bamberg gearbeitet hatte, deren schöne, an Zahl aber nur geringe Reste heute das Germanische Museum bewahrt. Fügt man noch den Altar von Gaukönigshofen und das Portal von der Michaelskirche in Bamberg hinzu, so sind die wichtigsten Werke des Ferdinand Dietz bereits genannt, soweit sie von dem bilderfeindlichen Klassizismus und dem Unverstand des vorigen Jahrhunderts verschont geblieben sind. Die Eigenwilligkeit seiner künstlerischen Formen war daran schuld, daß ein veränderter Geschmack sie mißachtete. Nicht viel hat sich von den umfangreichen Arbeiten des großen Bildhauers in unsere Tage gerettet.

1708 als Sohn eines Bildhauers und als Leibeigener des Lobkowitzschen Hofes zu Eisenberg in Böhmen geboren, gelangte der junge Meister über Wien und Prag, von den Schönborns gerufen, nach Franken, wo er in Würzburg 1736 erstmalig erwähnt wird. Mit untergeordneten Arbeiten an der Würzburger Residenz beginnt seine Tätigkeit, die ihn nacheinander nach Gaukönigshofen, Bamberg, Trier, Engers, Brühl, Seehof und Veitshöchheim führt. Sein letztes Werk, der Skulpturenschmuck der Seesbrücke in Bamberg (1768/69) verschwand schon 1784 in dem Hochwasser der Regnitz: gerade diese Figuren waren als die besten von



DIE »SPHINX« AUS SCHLOSS SEEHOF



LAUTENSPIELERIN



FLÖTENBLÄSER



SÄNGER UND DIRIGENT



SÄNGERIN



LAUTENSPIELERIN

Zeitgenossen gepriesen worden. Nur das Modell eines kühn sprengenden heiligen Georg gibt uns noch eine Vorstellung. Nicht viel besser erging es den Seehofer Parkfiguren, über die schon 1783 berichtet wird, daß dreihundertachtundsiebzig Statuen des Gartens in eine Halle verbracht worden seien. Der sparsame neue Bischof Franz Ludwig von Erthal huldigte schon ganz den strengen Forderungen des Klassizismus, der für das heitere Gartenvolk Dietzens kein Verständnis mehr besaß. An künstlerischer Qualität müssen sie die Veitshöchheimer Figuren noch übertroffen haben, jedenfalls ist dies von den auf uns gekommenen Resten zu sagen, die heute das Germanische Museum bewahrt. Der Angriff auf das Werk des größten Rokokobildhauers in Franken setzte schon sieben Jahre nach seinem Tode ein — 1777 war er in Memmelsdorf bei Bamberg verschieden. Die Vollblütigkeit seines Stils war ihm zum Verhängnis geworden, gerade diese Kraft und Gesundheit, die wir Nachgeborene wieder beglückt genießen. Umso wertvoller ist die Bereicherung seines Werkes durch neu auftauchende Arbeiten. Das „Gartenkonzert“ ist ein solcher glücklicher Fund.



Die »beschirmte« Frau

Von Ch. Schaeffer-Kretschmann

Zeichnungen von Liselotte Naeglele



Aus der Zeit, in die nurmehr die Legende hineinreicht, ist uns ein Gespräch erhalten geblieben, zwischen dem chinesischen Zimmermann Lu-Pan und seiner klugen Frau. Diese sagte eines Tages zu ihm: „Du verstehst es trefflich, Häuser für die Menschen zu bauen, doch man kann sie nicht bewegen, ich fertige jetzt aber etwas für den Gebrauch an, das sich mehr als tausend Meilen fortbewegen läßt.“ Dieser klugen Frau verdankt man die Erfindung des Schirmes. Was an dieser kleinen Geschichte wahr ist, können wir heute nicht mehr nachprüfen. Der Schirm aber hat es verstanden, sich immer der herrschenden Kultur und Mode anzupassen, und sich im Laufe der Jahrhunderte durchzusetzen.

In Asien, wohl seiner eigentlichen Heimat, wird er schon im Jahre 2000 vor Christi erwähnt. Auf den Steindenkmälern kehrt er immer wieder, als Zeichen der Würde und Kaste. Meist aus schwerer roter oder gelber Seide, mit und ohne Fransen, fast immer aber reich bestickt, häufig in zwei, drei, beim Kaiser sogar in vier Stockwerke gestuft, wird er auf hohem Stock durch Läufer bei Prunkumzügen und Prozessionen im Zuge vorangetragen. Eng ist er auch seit langer Zeit mit dem Volksleben des Ostens verbunden. Für den täglichen Gebrauch besteht er meist aus einem geschnittenen primitiven Bambusgestell mit geöltem Überzug.



DER SCHIRM DES ROKOKO

Etwas später finden wir ihn in Birma und Siam. Je nach dem Rang seines Besitzers ist Größe und Form vorge-schrieben. Der Fürst des Landes aber trägt unter andern Titeln auch den: „Herr der weisen Elefanten und Besitzer von vierundzwanzig weißen Schirmen.“

Auf einem Relief des Angkoktempels sehen wir ihn in mannigfaltiger Gestalt, mit langem und kurzem Stiel, geschlossen wie ein Blütenkelch oder sich flach ausbreitend geöffnet oder gestuft wie eine Pagode. Er gehört zu den Thronrequisiten des Herrschers neben dem Palmwedel, Straußenfächer und Pfauenfeder.

800 vor unserer Zeitrechnung wurde eine Skulptur aus Nimrud ausgegraben, die den assyrischen Herrscher Assur-nasupal mit einem von Sklaven über ihn gehaltenen Sonnendach zeigt.

Wann der Schirm nach Europa und Griechenland kam, ob über Persien, ist nicht genau bekannt. Ein Vasenbild aus der Zeit Altgriechenlands zeigt eine Darstellung von einer sitzenden Matrone, hinter der die Sklavin ein Sonnendach hält, das ganz wie die heute noch gebräuchlichen japanischen Schirme aussieht. Aus Theben stammt ein Bild, auf dem ein Satyr seine Herrin vor den Sonnenstrahlen durch ein dreiseitiges über ihrem Haupte auf einer Stange getragenes Gebilde schützt. Die um ihre Schönheit besorgte Griechin war es auch, die dem Schirm zum erstenmal den Namen „Schattenspender“ verlieh.

Hauptsächlich aber wurde er in Griechenland für Tempelfeste und feierliche Umzüge verwendet. Es gab eine Prozession der „weißen Schirme“, wobei diese wie Fahnen bewegt wurden. Im Rom der Kaiserzeit findet man ihn als prunkvolles Gebilde nach Art eines Baldachins wieder. Auch in Byzanz wurde er bei den Prunkfesten des Hofes und von Kirchenfürsten verwendet. Dann aber dauert es ziemlich lange, bis man ihm in Europa wieder begegnet. Ein Modebild aus dem Jahre 1680 zeigt eine junge Dame im gestreiften Seidenkleide, wie sie in der Linken das ge-



ITALIENISCHER SCHIRM
Ende des 18. Jahrhunderts

öffnete flache Seidenschirmchen mit schweren Fransen und kostbarem Knauf hält. Die Zeit der Reifröcke, zartbemalten Gesichter und engen Mieder, der überragenden Freude an Volants, Spitzen und Bändchen beeinflusste natürlich auch die Schirmmode. Rauschende Feste, Aufzüge und Bälle machten aus dem Hofleben des achtzehnten Jahrhunderts einen einzigen Sonnentag. Der gesunde Teint galt als unfein, und so wurde der Sonnenschirm immer mehr und mehr unentbehrlich. Elegant schwebte die Dame dem kleinen Mohren voraus, der sich mit dem kostbaren, aber im Verhältnis schweren Pagodenschirme drollig tapsend, hinter der Herrin abmühte.

Selbst eine so vernünftige Frau wie Liselotte von der Pfalz schreibt einmal: „Die Luft runzelt ebenso wie der chagrin, und wenn man oft in die Sonn undt den Windt geht, runzelt man onfehlbar.“ So kam es, daß der Schirm immer mehr zum Liebling der Damen wurde. Der neu einsetzende Import aus China und Japan vervollständigte noch seinen Siegeszug. Tapeten und Kupferstiche aus dem Osten, bemalte Porzellanvasen und Tassen lehrten die Handhabung des Schirmes. So kam es, daß man anfang, das schwere Gestell zierlicher zu gestalten für den Eigengebrauch, daß Fischbein statt des üblichen Holzes zum Gestell verwendet wird und man den Überzug aus dünnem farbigem Taft anfertigt.

In einer Privatsammlung ist ein Schirm der „Marquise von Pompadour“ aus blauer Seide zu sehen, ein wahres Kunstwerk mit seinen überaus feinen chinesischen Ornamenten.

Vorbilder der Mode sind nicht nur die Prunkaufzüge an den Höfen, sondern auch die italienischen wandernden Theatergruppen der Commedia d'arte. Vom strengen Reifrock bleibt nurmehr ein winziger Rest übrig. Zierlich bedeckt der leichte Hut das Lockenköpfchen. Eine elegante und ruhige Linienführung setzt sich durch in der Kleidung, treu folgt ihm der Schirm. Dem gedrechselten Stock, dem



DER „KNIPPER“
Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts



DER BAUMWOLLENE FAMILIENSCHIRM

gesuchten Farbton „sterbender Affe“ folgt der glatte Griff und Stock, die lustig gestreifte Seide, Bänder, die oben an der Spitze des Schirmes angebracht, denselben jederzeit zur Gehstütze verwandeln.

Wie bildhaft verstand man zu wirken damals, welche Möglichkeiten gab es, sich geschickt und unauffällig in Szene zu setzen! Besonders, wenn ein Kavalier in galanter Weise den Schirm über die zarte Schulter hält. Doch auch der kurze Sonnenschirm tritt nun immer deutlicher neben dem auf langem Stocke in Erscheinung. Die Modedame ist gezwungen, sich im Jahr nunmehr gleich mit verschiedenen Modellen zu versorgen, will sie Anspruch darauf haben, gut gekleidet zu sein. Damals erregte die Entstehung eines neuen Modells fast das gleiche Aufsehen wie die Geburt eines Prinzen. Neben dem Luxusschirm aus weißer Seide mit Fransen und kleinen Stahlperlen nebst Quasten kommt der bescheidenere in Mode, mit eingewebter Seidenbordüre. In den Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts, der Zeit des Biedermeier, feierte der zum Schutenhut und dem Ridikül, dem getupften und geblumten Kleidchen passende „Knipper“ wahre Triumphe. Zärtlich überschattet er das von langen Locken eingerahmte Blumen- gesicht seiner Besitzerin. Wie geschickt weiß ihn aber die Trägerin auch anzuwenden. Er ist ihr treuer Bundesgenosse im Kampf um den geliebten Mann. Man trägt ihn zärtlich im Arm, am Ring oder Band am Handgelenk. Ob ohne, ob mit Volant, ob aus zarter Spitze oder Stoff, immer ist er ein wirksamer Farbfleck, die gegebene Ergänzung zur Toilette.

Wieder ein Schritt weiter. Bis jetzt war es der Sonnenschirm gewesen, der sich in der Hauptsache großer Beliebtheit erfreute, doch von dem Regenschirm hörte man wenig in Europa. Daß er schon existierte, weiß man aus einem Brief des Abtes Asquin von Tours an den Bischof Arno von Salzburg. Dieser schrieb: „Ich schicke Euch ein Schutzdach, damit es Euer verehrenswürdiges Haupt vor Regengüssen



STRANDSCHIRM NACH JAPANISCHER ART



DER MODERNE SCHIRM

bewahre.“ Aber wie es oft geht, brauchte der Regenschirm, um sich durchzusetzen, erst seinen Pionier.

Sir G. Hanway war es, der, vom Osten zurückkehrend, versuchte, ihn in seiner Heimat, England, einzuführen. Es wurde ihm schlecht gedankt. Faules Obst, Steinwürfe waren die Antwort des Pöbels. Es dauerte noch gut dreißig Jahre, bis die Herren bei schlechtem Wetter sich zum Schutze der Kleidung eines Regendachs bedienten. Dann aber gehört es bald zur Selbstverständlichkeit bei Hoch und Niedrig, ob Mann oder Frau, einen Regenschirm zu besitzen. Er war meist zwölfteilig gearbeitet, praktisch und stabil ausgeführt. Natürlich gab es auch elegante Regenschirme mit Elfenbeinkrücke, Porzellanknopf und so weiter, mit Seide oder Halbseide bespannt, doch waren dies mehr die Ausnahmen. Als dauerhaftes baumwollenes Familiendach findet er den Weg in die kleinste Hütte. Manchmal wird er auch mit einer buntfarbigen Borte verziert. Wie lustig plaudert es sich unter seinem behäbigen Dach mit der Freundin am Brunnen, wenn die Mutter auch etwas zanken wird, daß man sich so viel zu erzählen weiß, statt zu arbeiten.

Wer die Maler dieser Zeit kennt, einen Menzel, Schwind, Renoir und Manet, der weiß, wie sie nie müde wurden, sich des Schirms als wirkungsvoller Staffage zur Erhöhung der zarten Fleischtöne zu bedienen. Der Sport war dem Schirm als solchem nicht günstig, und wenn er auch noch einmal mit allen Verfeinerungen um die Jahrhundertwende versucht hat, sich als Luxusschirm durchzusetzen, versucht man anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts immer mehr ohne ihn auszukommen. Als En-tout-cas tritt er wieder in Erscheinung; sein Überzug ist aus dünnem Taft oder weißer Seide gefertigt, er ist zum richtigen Sonnen- und Wetterschirm geworden. Sein Stahlgestell kann zusammengeklappt werden. Er findet sogar in der Handtasche seinen Platz. Die immer größere Vermännlichung der Frau weist dem Schirm seinen praktischen Platz im Leben an. Er ist

nun reiner Gebrauchsgegenstand. wenn auch oft in eleganter Ausführung.

Erst in unsern Tagen, wo sich die Frau zu ihrem eigenen Wesen zurückzufinden sucht, ist eine gewisse Wandlung neuerdings eingetreten. Die kurze Form des Stockes hat sich als so praktisch erwiesen und vor allem als äußerst bequem, wenn man den Schirm zusammengefaltet in der Hand trägt, daß wir uns nicht so schnell von ihm trennen werden. Er ist in seiner ganzen Ausstattung wieder weicher, fraulicher geworden. Mit seinen sechzehn Teilen betont er wieder mehr den Charakter eines Schmuckstücks. Freilich ziehen die Armut und der Ernst der Zeit ihm bestimmte Grenzen. Nicht jede Frau hat es so gut wie die junge feine Dame auf unserm letzten Bild. Man denkt sie sich wohl am besten auf der Morgenpromenade eines eleganten Modebades in ihrer schicken Robe mit den duftigen Puffärmelchen. Aber das Nette und Versöhnende an unserer Mode ist ja, daß man nicht reich zu sein braucht, um hübsch und bis zu einem gewissen Grade auch geschmackvoll auszusehen. Vor allem, wenn man sich nach langen schweren Arbeitswochen am Strande in der Sonne erholt. Was kann da reizender aussehen, als über einer jungen schlanken Figur ein buntfarbiger japanischer Papierschild?

Fast möchte man sagen, die Mode ist mit dieser koketten Laune wieder an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt. Vom fernen Osten, von der Erfindertat einer klugen kleinen Frau waren wir ausgegangen, von Königen und Großen der Welt war die Rede gewesen, die der Schirm vor Sonne und Regen hatte schützen müssen, deren Größe und Würde er bezeichnen sollte, und wieder enden wir beim einfachen Papierschildchen. Jedem erschwinglich, aber reizvoll und zierlich bei der Frau, die ihn zu tragen versteht. Und welche Frau verstünde das nicht, sofern sie eben nur — Frau ist.



Mühsam wird das Flugzeug zur Startstelle gebracht

DIE HOHE KUNST DES SEGELFLUGES

Text von Fluglehrer Heinz Mendel

Aufnahmen von Heinz Mendel, Winkler-Mendel
und Dr. Schlösser



Mittagspause in den Dünen

Die Luftfahrt, in deren Dienst auch der Gleit- und Segelflug steht, hat heute Kulturbedeutung erlangt. Die Behauptung, Segelfliegen sei kein Sport, sondern eine reine Spielerei, trifft heute nicht mehr zu. Der Segelflug vereinigt Sport mit Wissenschaft und Handwerk. In dieser harmonischen Vereinigung, die keinen andern Sport in gleicher Weise auszeichnet, liegt sein hoher erzieherischer Wert. Die Technik des Segelbootes ist wohl jedem bekannt;



*Der diensthabende Fluglehrer gibt seinen Kameraden
Startanweisungen*

der Wind bläst in das Segel und treibt dadurch das Boot vorwärts. Selbst bei völliger Windstille schwimmt das Boot weiter. Doch wie steht es mit dem Segelfliegen? Ja, segeln in der Luft, ohne Wind, das klingt wie ein wunderbares Märchen, und doch ist es längst Wirklichkeit. Haben Sie sich schon einmal überlegt, wieviel Pfund da in der Luft bewegt werden? Die einfachen Gleitflugzeuge wiegen etwa 150 Pfund, Hochleistungssegelflugzeuge erreichen bis zu



*Der Fluglehrer peilt die Windrichtung und stellt
das Flugzeug genau ein*

6 Zentner; dabei kommt noch hinzu das Gewicht des Führers und im Doppelsitzer das eines Schülers oder Fluggastes. Somit gleiten also 3 bis 8 Zentner ohne Motor stundenlang und mühelos in der Luft umher und gehorchen winzigen Ruderausschlägen des Führers. Fast unfaßbar, wenn man zum ersten Male sieht, wie solch ein gewaltiges und doch dabei schnittiges Segelflugzeug aufsteigt, bis hinauf zu den höchsten Wolken klettert, mit ihnen lautlos



*Der Pilot hat durch ungeschicktes Steuern ein
kühles Bad genommen*

weithin über die Lande zieht und zur Startstelle zurückkehrt, wie ein Adler in seinen Horst. Und doch ist es gar kein „Wunder“, sondern Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, von Berechnungen und langjährigen Versuchen unserer Flieger. Kinder zeigen uns oft die Kraftquellen des Luftmeeres, wenn sie Papiertauben in die Luft werfen, die dann nicht wie ein Stein zu Boden sinken, sondern, durch die Luft getragen, lustig in Kurven abwärts gleiten.



*Das Flugzeug treibt au, das Meer hinaus.
Sollte das eine Wasserlandung geben?*

Wie ungeheuer diese Kraftquellen sein können, merken wir meistens erst, wenn der Wind Fenster und Türen zuschlägt, der Sturm Dächer abdeckt, Bäume wie Streichhölzer knickt. Unsere Segelflieger nutzen diese Kraftquellen aus in Form von Hangwind, Wärmearaufwind, Wolkenaufwind, Gewitterfront. Trifft der Wind auf ein Hindernis, so ist er gezwungen, an diesem emporzusteigen, um es zu überwinden. Dabei nimmt natürlich seine Kraft mit der



Prüfungsflug an den Steildünen

Höhe zu. Diese aufwärts gerichtete Luftströmung an der Luvseite des Hindernisses hebt die Tragflächen, die groß genug und durch Profilierung dem Luftstrom angepaßt sein müssen, durch Druck und Sog empor. Vögel haben uns nun gelehrt, den Wärmeaufwind auszunutzen. Dadurch, daß die Sonne sandige und steinige Stellen stärker erwärmt als feuchte Wiesen und Wälder, bilden sich über den ersteren sogenannte Wärmeschläuche, in denen die warme, leichtere Luft aufsteigt. Der Segelflieger kreist in diesen Kaminen und gewinnt somit Höhe. An warmen Hochsommertagen



*Die hohe Kunst des Segelfluges. Wie ein Adler zieht
das Segelflugzeug majestätisch seine Kreise*

finden wir oft über der Stadt große, weiße Haufenwolken (sogenannte cumuli), die für uns Erdenmenschen, da wir ja nur die Basis sehen, nicht allzu hoch erscheinen. Der Flieger weiß aber, daß sie nach oben manchmal bis zu 4000 Meter emporquellen, und in ihnen mächtige Aufwindgebiete zu finden sind. Eine Kraftquelle von ebenso großer Stärke und Heftigkeit bildet die Gewitterfront. Sie bringt den Einbruch kalter Luftmassen, die die warme Luft empor

und vor sich hin schieben. Vor dem Gewitter wandert diese warme Walze her, in der nun der Segelflieger mitzieht und so weite Strecken zurücklegen kann. Selbstverständlich gehört für diese hohe Kunst ein mutiger Führer und ein vorzügliches Flugzeug. Durch die neuen Startarten des Autos, Winden und Flugzeugschlepps, ist es heute auch im Flachlande möglich, längere und größere Flüge auszuführen.

Die unvergleichliche Schönheit des Segelfluges beruht in dem lautlosen Gleiten, vogelgleichen Schweben. Wer zum ersten Male diese gewaltigen Vögel kurven sieht, ist tief ergriffen.

Den Brüdern Lilienthal gelangen in den neunziger Jahren mit einem selbstgebauten Hängegleiter die ersten Sprünge. Die Leistungen stiegen schnell; zuerst betrug die Flugstrecke 300 bis 500 Meter. Heute legen unsere Segelflieger mehrere Hundert Kilometer zurück. Es folgten Dauerflüge bis zu 36 Stunden. Überall entstanden Segelflugschulen, wo viele junge Menschen für diesen herrlichen Sport ausgebildet wurden. Segelfliegerei wird betrieben auf billigen, selbstgebauten, allereinfachsten Flugzeugen. Morgens geht es hinaus auf die Dünen; das Flugzeug, welches seine 2 bis 3 Zentner wiegt, wird geschultert und unter munterm Sang: „Wie ein stolzer Kranich ziehen wir durchs Land, steuern können wir gar nicht, bohren uns in den Sand“, geht's im Gleichschritt zum Fluggelände. Jeder Schüler legt dabei unter dem Flugzeug täglich seine 30 bis 35 Kilometer zurück; denn nach jedem Flug will der Vogel wieder auf den Berg geschleppt sein. In dieser klaren Seeluft bedeutet das eine Ausarbeit aller Muskeln wie beim schönsten Bergsteigen. Nicht zu unterschätzen ist der Wert der Erziehung zur Kameradschaft, der in dem Segelflugsport beruht. Aus allen Berufen finden sich die Flugschüler zusammen. In dieser Gemeinschaft gilt nur der mehr, der besser fliegt und beste Kameradschaft zeigt. Der

einzelne kann nichts, zu fliegen ist nur durch das Zusammenwirken aller Schüler möglich.

Die vielen Segelflugwettbewerbe beweisen uns immer von neuem, daß die Jugend fliegen will und fliegen kann. Das alte Sprichwort: Navigare necesse est hat jetzt eine neue Bedeutung bekommen, und so streben wir vorwärts in dem Gedanken: Volare necesse est! Fliegen tut not!



*Ein dreifacher Kranichschrei verkündet
die bestandene Prüfung*



Narrenschiff

Zeichnung von Bold (Linden-Verlag)

Anekdoten

Der mutige Narr

Philipp VI. von Frankreich warf einmal bei einer Hofstafel die Frage auf, warum der Ertrag der Steuern eigentlich so gering sei. Niemand wagte eine Erwiderung. Nur der Hofnarr erbot sich, den Beweis zu erbringen. Er nahm ein Stück Eis aus dem Weinkübel, reichte es einem der Gäste und bat, es so lange weiter zu geben, bis es bei dem Herrscher angelangt sei. Rundherum ging so das Eis durch die Hände der hohen Beamten und Würdenträger, die bei Tisch saßen, bis schließlich Philipp VI. nur ein winziges Stück ausgehändigt erhielt. — „So geht es auch mit den Steuern, Majestät!“ meinte der mutige Narr.

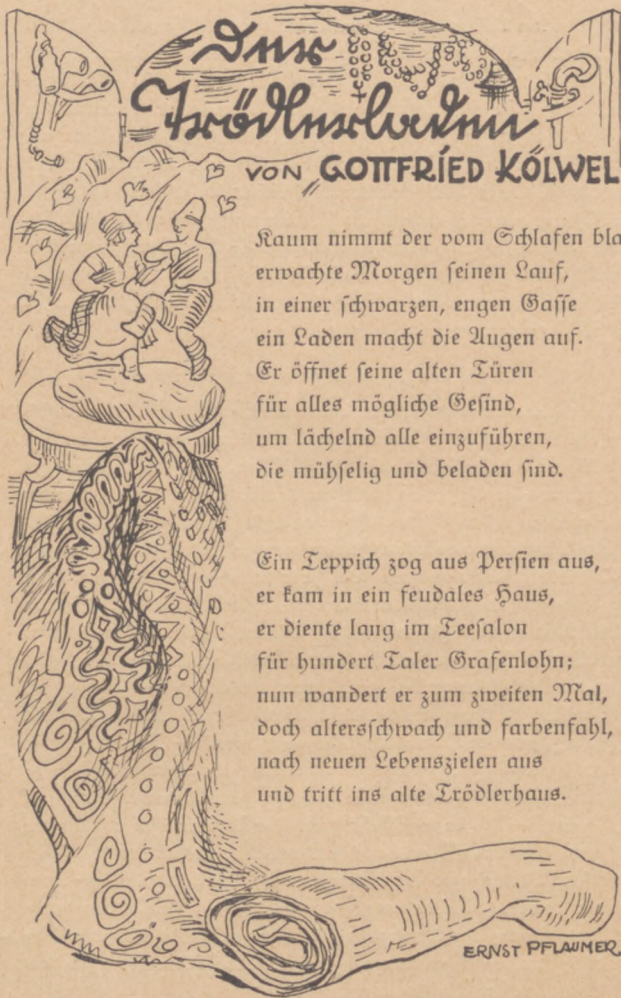
Krösus lacht

Wohl nichts beweist den außergewöhnlichen Reichtum des lydischen Königs Krösus schlagender als eine kleine Geschichte, welche Herodot erzählt. — Als der König einmal ein paar Abgesandte nach Delphi geschickt hatte, um dort das Orakel zu befragen, fanden diese in Athen bei der Familie der Alkmäoniden eine ganz besonders freundliche und ehrenvolle Aufnahme. Hierüber sehr erfreut, lud Krösus Alkmäon zu sich nach Lydien ein. Natürlich zeigte er ihm vor allem seine schon damals überall berühmten Goldschätze. Als er sah, wie

sein Gast beim Anblick eines so märchenhaften Reichthums vor Staunen Mund und Augen aufriß, sagte er gut gelaunt: „Nimm dir davon, soviel du tragen kannst!“ Der Grieche ließ sich nicht lange bitten und füllte sich Schuhe und alle Falten seiner weiten Toga mit Goldstangen und -barren; dann bestreute er sich das Haar dick mit Goldstaub und schließlich stopfte er sich auch noch den Mund damit voll. Beim Verlassen der königlichen Schatzkammer sah er so unförmig aus, daß er kaum noch einem menschlichen Wesen glich, so daß Krösus in lautes Lachen ausbrach. — Der Spaß hatte ihm so viel Freude gemacht, daß er, als sein Gast in die Heimat zurückreiste, noch viele wertvolle Geschenke zu dem hinzufügte, was er sich selbst genommen hatte.

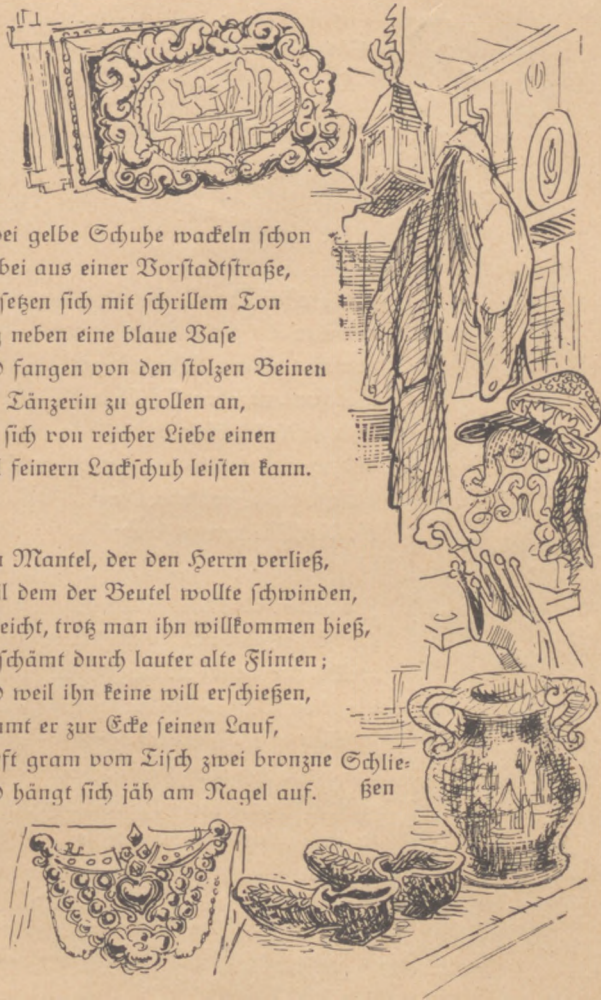
Eine wahrhaft große Kaiserin

Mehr als einmal zeigte Katharina die Große von Rußland sich über kleinliche Rache erhaben; ganz besonders aber offenbarte sich diese Charaktereigenschaft, als die Kaiserin, von den Türken geschlagen, vor die Aufgabe gestellt wurde, ihr Heer unter einen neuen Oberbefehl zu geben. Ohne Schwanken legte sie ihn in die Hände des Grafen Romanzow, obgleich dieser wenige Jahre vorher bei ihr in Ungnade gefallen und aus dem Heer entlassen worden war. Sich jetzt seiner großen Fähigkeiten erinnernd, schrieb sie ihm diese Zeilen: „Graf Romanzow! Ich weiß, daß Sie mich nicht leiden können; aber Sie sind Russe, und als solcher müssen Sie wünschen, den Feind unseres Vaterlandes zu besiegen. Bewahren Sie Ihren Haß gegen mich, wenn Ihr Herz dies verlangt, aber besiegen Sie die Türken! Ich gebe Ihnen den Oberbefehl über mein Heer.“ — Zugleich schickte sie dem General zwanzigtausend Rubel für seine Ausrüstung. — Es war eine sehr kluge Handlung Katharinas, denn Romanzow besiegte die Türken. — Als er zurückkehrte, ritt die Kaiserin ihm in Uniform entgegen, stieg vom Pferde und hinderte ihn, daselbe zu tun. Mit herzlicher Wärme sagte sie: „Mir ziemt es, dem heldenmütigen Verteidiger meines Reiches entgegenzugehen.“ — In Tränen ausbrechend, sprang der General nun doch vom Pferde und warf sich ihr zu Füßen. — Von nun ab gehörte Graf Romanzow zu Katharinas treuesten Anhängern.



Raum nimmt der vom Schlafen blasse,
 erwachte Morgen seinen Lauf,
 in einer schwarzen, engen Gasse
 ein Laden macht die Augen auf.
 Er öffnet seine alten Türen
 für alles mögliche Gesind,
 um lächelnd alle einzuführen,
 die mühselig und beladen sind.

Ein Teppich zog aus Persien aus,
 er kam in ein feudales Haus,
 er diente lang im Teesalon
 für hundert Taler Grafenlohn;
 nun wandert er zum zweiten Mal,
 doch altersschwach und farbenfahl,
 nach neuen Lebenszielen aus
 und tritt ins alte Trödlerhaus.



Zwei gelbe Schuhe wackeln schon
herbei aus einer Vorstadtstraße,
sie setzen sich mit schrillumem Ton
eng neben eine blaue Vase
und fangen von den stolzen Beinen
der Tänzerin zu grollen an,
die sich von reicher Liebe einen
viel feinem Lackschuh leisten kann.

Ein Mantel, der den Herrn verließ,
weil dem der Beutel wollte schwinden,
schleicht, trotz man ihn willkommen hieß,
verschämt durch lauter alte Flinten ;
und weil ihn keine will erschießen,
nimmt er zur Ecke seinen Lauf,
wirft gram vom Tisch zwei bronzne Schlie-
ßen und hängt sich jäh am Nagel auf.



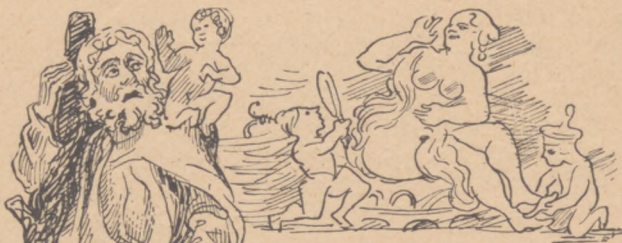
Ein großer Ritter kommt gegangen
wie eine alte graue Mär,
verrostet an den Eisenspangen,
pferdlos und ohne Schild und Speer;
er setzt sich schläfrig in die Ecke
und wartet traum- und hoffnungsschwer,
bis ihn ein Uhrenkuckuck wecke
für den Theaterregisseur.

Zinnteller, altertümlich blank,
die hochbejahrt ins Rollen kamen,
weil steinerne im Küchenschrank
die alten Plätze ihnen nahmen,
gesellen einer Künstlergeige
sich als Tschinellen klirrend bei,
zu spielen trotz des Glückes Neige,
so gallig das Konzert auch sei.

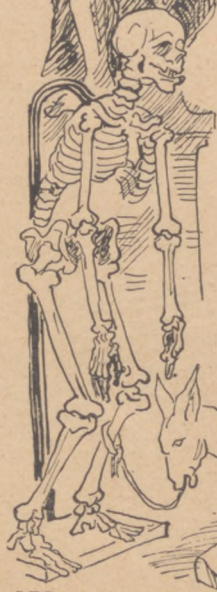


Selbst Chinas köstliche Geschirre,
auf stolzen Schiffen eingeführt,
bewundert einst im Festgewirre,
stehn weiß und rot von Scham berührt.
Sie brachten nichts als öde Leere
nach kunterbuntem Wanderschritt,
statt Tee und Mokkas würzige Schwere
aus schwelgenden Palästen mit.

Ich stand, spricht eine Säulenuhr,
einst stolz im roten Schwelgerzaale,
ich maß beim Tanze jede Tour,
ich maß den wirren Kaufsch beim Mahle;
ich maß die fette Seligkeit
verliebter Leute in den Nischen
und warnte laut: Nun ist es Zeit!
Geht, geht! und laßt euch nicht erwischen!



Ergraute Heilige, die steif
 sich standen am Altar das Bein,
 pilgern, von bunter Welt gelockt,
 ins wirrsalreiche Leben ein;
 und wagen sich zur Tänzerin
 aus pudelnacktem Porzellan,
 die lüftern schon bei der Geburt
 in Meißnen fing zu tanzen an.



Und Joseph, flüchtend nach Ägypten,
 treibt seinen Esel auch hinein
 und hängt ihn lässig dem gerippten,
 verstaubten Tod ans morsche Bein,
 daß die Maria bleich erschrickt
 und auf ihr Kind die Augen senkt,
 weil sie, wenngleich ihm längst entrückt,
 noch immer an Herodes denkt.





Mephisto, sonst der Wahrheit scheel,
voll Argwohn, Schelmerei und Lücken,
naht sich dem heiligen Michael,
versöhnlich ihm die Hand zu drücken.
Hier straft kein Himmel mehr den Zweifel
und keine heiße Hölle quält,
hier eint sich vieles, meint der Teufel,
was je sich fluchte in der Welt.

So kriecht des Nachts die schwarze Zeit
in jedes alte Uhrenspiel,
sie füllt die Kästen tief und weit,
sie treibt die Räder ohne Ziel.
Die Zeiger gehn im Dunkel um,
das Zifferblatt hat kein Gesicht,
und alle Dinge werden stumm
vor diesem letzten Weltgericht.



Wenn der Teufel die Suppe lobt ...

Spanische Legende von Joseph Winckler



in alter Señor, der über neunzig Jahre schlicht hinter seiner stacheligen Agaverhecke gehaust und seine silbergrauen Öl-bäume stets in Ordnung gehalten hatte, schön und zierlich auf tief rotbraunem Grund, so daß Gott auf jeder Herbstwanderung — in Spanien wandert Gott in jedem Herbst einmal über Land — seine Hand, soviel er mochte, über die Augenbrauen halten konnte, er hätte niemals entdeckt, daß Manuel Salimas Olivenbäume von allen Seiten nicht eine schnurgrade Linie bildeten, lauter Alleen von allen Seiten — — jedenfalls aber standen sie weit ordentlicher als bei Antonio Martinez, dem stockreichen Nachbar — — — ein alter Señor namens Manuel Salimas also saß vor seinem Haus und rauchte. Und Gott Vater trat vorsichtig durch den Stachelwall des pittoresken Tellerkaktus, der aussieht wie überall von Geschwulsten entsetzt und der einen Urwald vor Manuel Salimas Eselstall türmte, zerriß daran mit Absicht seinen Mantel und trat sehr verclumpt auf den Hof, wie ein Räuber sah er aus. Manuel Salimas erschrak nicht, sondern reichte ihm seine Pfeife, und Gott Vater tat einen tiefen Zug und meinte, er sei hungrig. Gutmütig, wie Vater Salimas war, ließ er ihm eine Suppe von Brot und Mauleselfleisch auftragen, säuerlich und dünn wie abgestandenes Fischwasser. Aber Gott erkannte sein mildes Herz, erhob sich, segnete ihn und sprach: „Du hast mich trefflich bewirtet, guter Salimas, siehe, ich bin Gott —!“

Als alle aufblickten, war Gott Vater fort und sie saßen allein

unter dem vorspringenden Sonnendach aus Stroh. Da fielen auch schon dem Greis die Augen zu . . .

Und als er tot war, steckte er noch einige Duros zu sich und ging auf den Viehmarkt, sich einen schönen Esel zu kaufen, denn obwohl er bisher arm gewesen, ohne Esel wenigstens wollte er droben nicht ankommen! Auf einem rotgezäumten Esel mit vielen Quasten wollte er reiten, darum also kaufte er sich den schönsten Esel und tat seine alten Knochen drauf und ritt vor Gottes Thron, das heißt unterwegs fiel ihm ein, es müßte eigentlich ein Maulesel sein, der sei noch größer und schöner, und so schlich Vater Salimas auf Händen und Füßen heimlich von hinten ins Haus, nahm die letzten Duros, davon die Tochter heiraten wollte, ging auf den Viehmarkt und kaufte einen Maulesel, tat seine alten Knochen drauf und ritt vor Gottes Thron, das heißt unterwegs fiel ihm ein, es müßte ein richtiges Roß sein, und so kroch Vater Salimas zum reichen Nachbar Antonio Martinez, stahl ihm das ganze Geld, so dieser für Seelenmessen für sich selber aufgespart hatte, dazu einen funkelnagelneuen Sattel, legte den Sattel sich selber über und ging zum Markt, wo er ein herrlich andalusisch Roß kaufte, wie von der berühmten Weide des großen Miura, das alle Aficionados des Himmels bewundern sollten! Und ritt vor Gottes Thron, aber rechtzeitig fiel ihm ein, es müßte doch eigentlich ein Kamel sein, und so schlich Vater Salimas in die Kathedrale selber, erbrach alle Opferstöcke und kam auf den Markt. Wichtig sah er dort ein Kamel mit zwei Höckern, ganz in Edelsteinen und Gold. Salimas fand es nicht zu prächtig für seinen Himmelsritt, obwohl er hörte, dies sei das Kamel der heiligen Dreikönige. Und so kaufte er's und ritt vor Gottes Thron, das heißt plötzlich entdeckte er, es müßte eigentlich ein Elefant sein, und da bestahl er voll Stolz und Habgier den König selbst in seinem Palast und kam auf den Viehmarkt, einen Elefanten für seinen Himmelsritt zu kaufen. Ha — einen richtigen Elefanten sah er, alle Bauern staunten herum, und er ließ eine Leiter anlegen und stieg oben drauf! Von hier aus warf er das Geld des Königs dem kleinen Mann zu, der den Elefanten ver-

kaufte hatte und ritt los. Aber auf einmal fiel ihm ein, es müßte eigentlich ein Drache sein, so ein riesengroß gewaltiger Drache wie der St. Georgs, kehrte flugs um, ging nach Rom in den Vatikan, beraubte den Schatz des Papstes und kam auf den Viehmarkt. Dort stand auch richtig ein feuerroter Drache an einem Band, alle Bauern lagen auf den Knien weit herum, und Vater Salimas kletterte schnell auf den Eukalyptusbaum und sprang von dort hoch oben auf den Rücken des Ungeheuers und ritt dem Himmel zu. „Nun ist's genug“, trat Gott Vater ihm entgegen, „Salimas, was ist aus dir geworden? Welch bescheiden friedlicher Bauer warst du, wie schön standen deine Olivenbäume, denn alles war dir ganz natürlich und du kamtest es nicht anders, aber schon welch kleines Lob erschütterte deine Gerechtigkeit! Du sitzt bereits auf dem lebendigen Teufel, der mit dir in die Hölle läuft!“

Nur weil Gott die Suppe seiner Frau gelobt hatte, war der Hochmut in ihn gefahren; führe uns nicht in Versuchung, o Herr!



IM CAFÉ

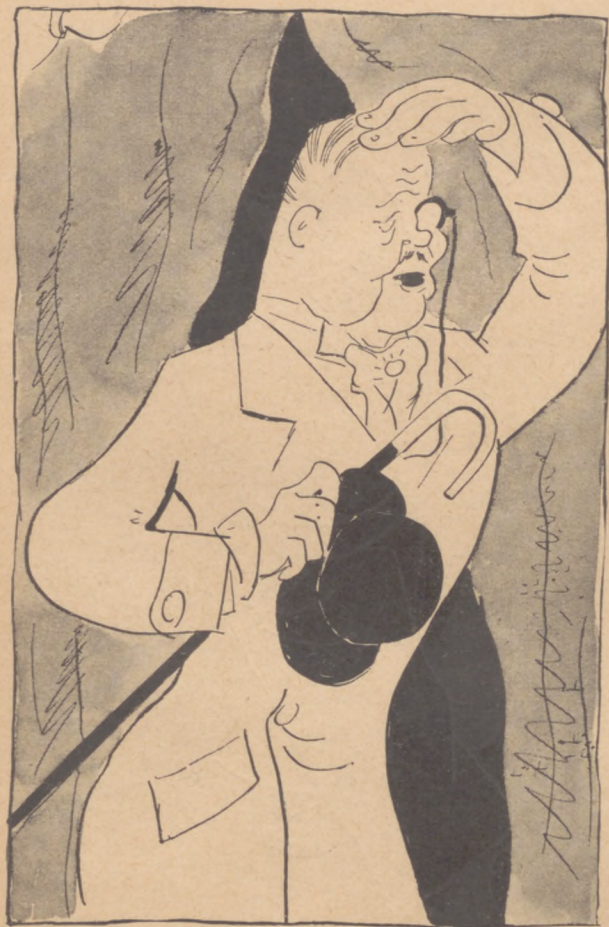


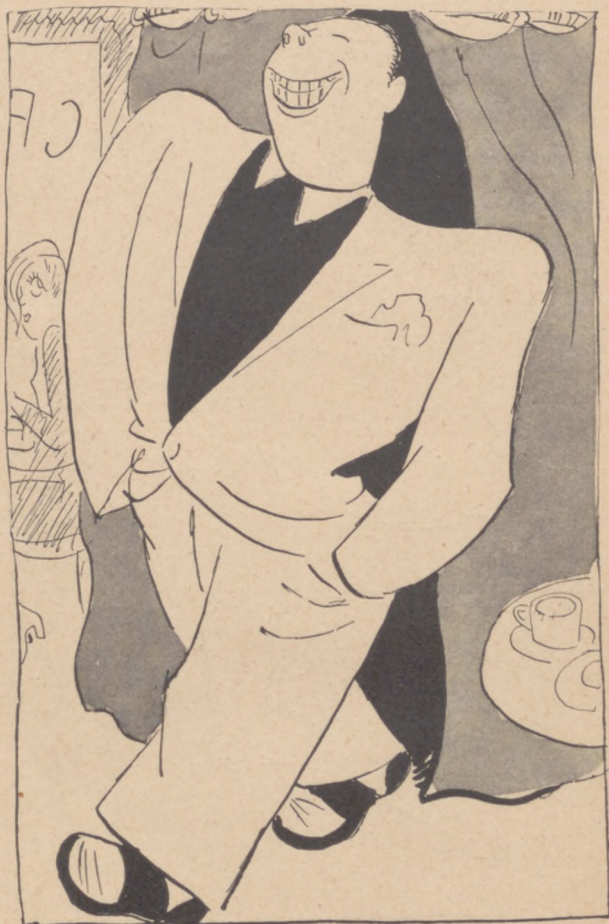
Eine Bildfolge. Gezeichnet von Jul. Maçon

















Einführung in den Denksport

Von Dr. med. Alfred Beyer

Als ich vor einem Jahrzehnt in illustrierten Zeitschriften und Rundfunkvorträgen den Denksport als neuartige Unterhaltung und Denkschulung zu propagieren begann, wurde ich zunächst in Kabarett und Varietés verulkt. Auch von der Presse wurde die Absicht und das Ziel meiner Idee meist noch verkannt. Man hielt die Denksportaufgaben für eine Abwandlung der Rätsel.

Die Lösung von Denksportaufgaben aber wird nicht erraten, sondern erdacht. Beim Rätselraten sucht man beispielsweise nach Wörtern. Man findet sie ausschließlich in gedruckten Registern oder in denen des Gedächtnisses. Für die geistige Leistung ist es jedenfalls grundsätzlich belanglos, ob das zur Lösung erforderliche Material aus dem Bücherschrank oder aus dem Kopf stammt. Keineswegs handelt es sich um selbständiges Denken, um Bildung von Urteilen, um Einsichten, Erkenntnisse oder sonstige geistige Leistungen, bei denen die für die Lebenstätigkeit entscheidenden Gesetze der belebten und unbelebten Natur verwertet werden. Man kratzt vielmehr ausschließlich in mehr oder minder vollständigen oder brauchbaren Sammlungen von Wörtern, die unter Sammelbegriffen geordnet zusammengefaßt sind oder es doch sein sollten. Das Raten beansprucht also weder die praktische Intelligenz noch den gesunden Menschenverstand. Das geistige Spontaninteresse verkümmert sogar dabei, weil man bei dem Raten von Rätseln dem Irrtum verfällt, als ob man wirklich geistig tätig sei.

Tatsächlich fehlte bis zu der Zeit, als ich den Denksport bekanntzumachen begann, eine Methode unterhaltsamer Schulung des Verstandes noch fast ganz. Der Denksport sollte also einem wirklich bedauerlichen Mangel abhelfen.

Können wir nun geistige Fähigkeiten überhaupt üben?

Jedes Organ, das wir willkürlich betätigen können, wird durch Arbeit leistungsfähiger. Das gilt auch für den Verstand, da wir willkürlich denken können. Der Körpersport hat die moderne Jugend

gegenüber früheren Geschlechtern tüchtiger gemacht. Bei gleicher Anlage der Generationen sind die Durchschnitts- und Spitzenleistungen entsprechend der Entwicklung des Sports stetig gestiegen. Was demnach beim Körpersport heute bereits gesicherte Erfahrung ist, wird hinsichtlich der Übungen des Geistes noch bezweifelt oder gar bestritten. Körperliche und geistige Arbeit unterscheiden sich aber biologisch nicht grundsätzlich. Wie der Körpersport alle körperlichen und zahlreiche seelische Fähigkeiten entwickelt, so steigert der Denksport die Leistungsmöglichkeiten des Verstandes.

Einige Beispiele mögen das Gesagte verständlicher machen: An einem Sommerfrtag fuhr ein vollbesetzter Bäderdampfer von Hamburg nach Helgoland. Plötzlich zog ein schweres Gewitter herauf. Das Schiff stampfte und schlingerte durch die Wogen. Da sahen einige Passagiere eine Segeljacht, die mit gebrochenem Mast zum Spielball der wilden See geworden war. Die Fahrgäste drängten sich derartig auf die Backbordseite, daß der Dampfer gefährliche Schlagseite bekam. Die Versuche des Kapitäns, der Besatzung und einiger seekundiger Fahrgäste, die Neugierigen wieder gleichmäßiger über das Schiff zu verteilen, scheiterten an der Spannung der Masse. Auch die Befehle verhallten in dem heulenden Sturm und dem Rauschen der Wogen wirkungslos. Die Situation wurde für das Schiff zunehmend gefährlicher. Inzwischen hatte ein Schlepper das Segelboot erreicht. Dadurch aber wurden die Neugierde der Fahrgäste und die einseitige Belastung des Schiffes nur noch gesteigert. Jeden Augenblick konnte eine Woge den Dampfer zum Kentern bringen.

Was konnte der Kapitän tun, um Fahrgäste, Mannschaft und Schiff zu retten?

Hier nützt kein Wörterbuch, kein erlerntes Wissen, keine Gelehrsamkeit. Hier muß man denken können. Die Fahrgäste standen wie eine Mauer auf e i n e r Schiffseite, weil sie von dieser aus etwas Spannendes erleben konnten. Da der Kapitän nicht schnell genug wegfahren konnte, mußte er versuchen, das spannende Bild verschwinden zu lassen. Deshalb drehte er das Schiff so, daß die Fahrgäste die Segeljacht von der Backbordseite nicht mehr sehen konnten. Nunmehr verteilten sie sich sofort freiwillig über das Schiff.

Versuche mit Menschen der verschiedenen Bildungsgrade haben mir gezeigt, daß nur verhältnismäßig wenige wirklich selbständig denken und urteilen. Die meisten Menschen übernehmen Urteile aus Lektüre und Gesprächen. Sie beziehen diese also ebenso wie Waren als Fertigprodukte. Nicht einmal darüber aber sind sie sich klar.

In einem meiner Vorträge erörterte ich das Problem des Schreibmaschinenschreibens. Unter den Hörern waren mehrere Damen, die durchschnittlich fünf bis sechs Anschläge in der Sekunde schrieben. Ich bat nun das Publikum, eine Aufgabe zu erdenken, für deren Lösung sie ein Vielfaches an Zeit beim Maschinenschreiben benötigten. Der zu schreibende Text sollte nur etwa eine halbe Zeile lang, die Reihenfolge der Buchstaben unbedingt bekannt, eine Umschaltung oder Benutzung der Leertaste überflüssig sein. Es kam also nur ein Text in Frage, der zwar allen bekannt, kaum aber jemals geschrieben war. Keiner der etwa hundertfünfzig Hörer fand einen solchen Text. Als ich ihn bekanntgegeben hatte, überschätzten selbst die geübten Blindschreiberinnen ihre Leistungen immer noch um ein Mehrfaches.

Ich verlangte, daß die Buchstaben des Alphabets in richtiger Reihenfolge ohne Zwischenraum geschrieben würden. Bei praktischen Versuchen benötigten gerade die geübten Blindschreiberinnen fast eine volle Sekunde für jeden Anschlag durchschnittlich.

Ein drittes, heiteres Beispiel: Ein „schottischer“ Bräutigam:

Ein kaufmännischer Angestellter hatte sich mit einer Kollegin verlobt. Die beiden jungen Leute wollten möglichst bald ein kleines Geschäft aufmachen und heiraten. Diese Pläne waren keineswegs Illusionen, denn der Bräutigam war ungewöhnlich sparsam. Er erübrigte, wie seine Braut sagte, fast mehr, als er bekam. Ein Opfer aber hielt das junge Mädchen für unerlässlich. Ihr Verlobter sollte es jeden Abend um eine bestimmte Zeit anrufen. Er wohnte aus Sparsamkeitsgründen so weit draußen, weil das weniger Miete kostete. Die Braut aber sorgte sich um ihren Verlobten, weil die Gegend sehr einsam lag.

Dicht bei der Wohnung des jungen Mannes war ein moderner, öffentlicher Fernsprechautomat. Dieser ist fast vollkommen gegen

Missbrauch geschützt, und er schädigt auch die Benutzer des Automaten nicht, denn, wenn eine Verbindung nicht zustandekommt, gibt er den Groschen wieder heraus.

Der junge Mann war mit dem Vorschlag seiner Braut zunächst nicht einverstanden, auch als sie erklärte, daß sie ihm täglich den Groschen für den Anruf geben werde. Dann aber kam ihm plötzlich ein Gedanke. Der junge Mann schien seine Sparsamkeit und Pedanterie aus Liebe zu seiner Braut überwunden zu haben; denn er erklärte, daß er den ihm überreichten Groschen vereinbarungsgemäß benutzen werde. Aus der Anweisung, die er seiner Verlobten dann aber gab, erkannte diese, daß sie es mit einem richtigen „Schotten“ zu tun hatte! Immerhin war sein Plan derartig, daß das junge Mädchen um ihren Verlobten nicht in Angst zu sein brauchte, während dieser das Telephongeld in eine Sparsbüchse legen konnte. Wie brachte der Bräutigam dieses Kunststück fertig?

(Die Lösung folgt im nächsten Band.)

Einen Einwand gegen die Denksportaufgaben muß ich noch entkräften: Man gibt zu, daß sie unterhaltsam sind. Aber wo, fragt man, ist der praktische Nutzen, wie kann die Lebenstüchtigkeit entwickelt werden, wenn man sich mit knifflischen oder gar unwirklichen Problemen befaßt, die man noch nie erlebt hat und wahrscheinlich auch nicht erleben wird?

Der Sportsmann übt am Reck, am Pferd, am Barren und andern Geräten. Tut er das auch im Beruf und Alltagsleben außerhalb der Übungszeiten? Wann hat er je eine Knie- oder Bauchwelle machen müssen? Trotzdem steht es fest, daß der Sport all seine Jünger körperlich leistungsfähiger macht. Ausdauer, Elastizität, Widerstandskraft und Gesundheit werden gefestigt und entwickelt. Schnelle und sichere Entschlußkraft, Geistesgegenwart und andere wertvolle seelische Eigenschaften nützen dem Sportsmann überall und stets. Das ist ein gewaltiger Gewinn. So bin ich auch überzeugt, daß die Beschäftigung mit dem Denksport unterhaltsam und zugleich für die Entwicklung der Lebenstüchtigkeit nützlich ist.

Zahlenmystik

Von Karl Friedrich

So einfach und durchsichtig der Aufbau des ganzen Zehnersystems ist, so merkwürdig und geheimnisvoll sind mitunter die Beziehungen, die sich ergeben, wenn man rechnend etwas tiefer in diesen Wunderbau eindringt.

Beginnen wir mit den gleichziffrigen Zahlenkolonnen, so ist es leicht, diese in Dreier- oder Sechserreihen aufmarschieren zu

$3 \times 37 = 111$	$33 \times 3367 = 111111$
$6 \times 37 = 222$	$66 \times 3367 = 222222$
$9 \times 37 = 333$	$99 \times 3367 = 333333$
$12 \times 37 = 444$	$132 \times 3367 = 444444$
$15 \times 37 = 555$	$165 \times 3367 = 555555$
$18 \times 37 = 666$	$198 \times 3367 = 666666$
$21 \times 37 = 777$	$231 \times 3367 = 777777$
$24 \times 37 = 888$	$264 \times 3367 = 888888$
$27 \times 37 = 999$	$297 \times 3367 = 999999$

lassen, und wer seine Freude gar an Neunerreihen hat, kommt mit dem Einmalneun und einer gefälligen achtstelligen Helferin ebenfalls rasch ans Ziel.

$9 \times 123456789 = 111111111$
$18 \times 123456789 = 222222222$
$27 \times 123456789 = 333333333$
$36 \times 123456789 = 444444444$
$45 \times 123456789 = 555555555$
$54 \times 123456789 = 666666666$
$63 \times 123456789 = 777777777$
$72 \times 123456789 = 888888888$
$81 \times 123456789 = 999999999$

Staunenswert sind auch die Zahlenpyramiden, deren beide seltsamsten hier errichtet seien. Wir müssen dabei multi-

$1 \times 9 + 2 = 11$
$12 \times 9 + 3 = 111$
$123 \times 9 + 4 = 1111$
$1234 \times 9 + 5 = 11111$
$12345 \times 9 + 6 = 111111$
$123456 \times 9 + 7 = 1111111$
$1234567 \times 9 + 8 = 11111111$
$12345678 \times 9 + 9 = 111111111$
$123456789 \times 9 + 10 = 1111111111$

plizierend und addierend vorgehen und erhalten einmal einen Bau

$$\begin{aligned}
 1 \times 8 + 1 &= 9 \\
 12 \times 8 + 2 &= 98 \\
 123 \times 8 + 3 &= 987 \\
 1234 \times 8 + 4 &= 9876 \\
 12345 \times 8 + 5 &= 98765 \\
 123456 \times 8 + 6 &= 987654 \\
 1234567 \times 8 + 7 &= 98765432 \\
 12345678 \times 8 + 8 &= 987654321 \\
 123456789 \times 8 + 9 &= 987654321
 \end{aligned}$$

aus lauter Einern, zum andern einen solchen mit allen Ziffern außer der Null.

Weiterhin sind die Spiegelzahlen merkwürdig, die bei der Multiplikation von Zahlen aus lauter Einern entstehen und

$$\begin{aligned}
 1 \times 1 &= 1 \\
 11 \times 11 &= 121 \\
 111 \times 111 &= 12321 \\
 1111 \times 1111 &= 1234321 \\
 11111 \times 11111 &= 123454321 \\
 111111 \times 111111 &= 12345654321 \\
 1111111 \times 1111111 &= 1234567654321 \\
 11111111 \times 11111111 &= 123456787654321 \\
 111111111 \times 111111111 &= 12345678987654321
 \end{aligned}$$

jeweils in zwei spiegelgleiche (symmetrische) Hälften zerlegt werden können.

Wir schließen mit der zähen Hydra, die alle Ziffern außer 0, 3, 6, 9 enthält und diese bei allen Multiplikationen in unver-

$$\begin{aligned}
 142857 \times 1 &= 142857 \\
 142857 \times 2 &= 285714 \\
 142857 \times 3 &= 428571 \\
 142857 \times 4 &= 571428 \\
 142857 \times 5 &= 714285 \\
 142857 \times 6 &= 857142
 \end{aligned}$$

änderter Reihenfolge wiederkehren läßt. Nur die 7 vermag sie zu

$$142857 \times 7 = 999999$$

töten, und es erscheint auf einmal die letzte Zahl der zweiten Zahlenkolonne. Wählt man jedoch größere Multiplikatoren, so braucht man vom Ergebnis nur die Millionstelle vorn abzuschneiden und

$$\begin{aligned}142857 \times 8 &= 1142856 \\142857 \times 9 &= 1285713 \\142857 \times 10 &= 1428570 \\142857 \times 11 &= 1571427 \\142857 \times 12 &= 1714284 \\142857 \times 13 &= 1857141\end{aligned}$$

zur Schlussziffer zu addieren, um abermals die Hydra erstehen zu sehen.

Vergleichen Hydrazahlen gibt es übrigens noch mehr, und wer sich ein „längeres“ Vergnügen machen will, möge die Riesenschlange 0.588.235.294.117.647 mit 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15 und 16 vervielfachen. Er wird nur eine einfache Umstellung erzielen und erst bei 17 auf lauter Neuner stoßen.

Auflösungen der Rätsel des 13. Bandes, 58. Jahrgang

1. Silbenbaukasten. Ein alter Hauspruch:
Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
beim nächsten wird es auch so sein,
den dritten trägt man auch hinaus,
nun frag ich: wem gehört dies Haus?
2. Versrätsel zum Schütteln:
Guter Anwalt — Naturgewalt.
3. Besuchskartenrätsel: Korbmacher.

INHALTSVERZEICHNIS

Zum neuen Jahrgang	3
Jonas mit der Handorgel	5
Novelle von Alois Johannes Lippl. Holzschnitte von Fritz Richter, Berchtesgaden.	
Der Bamberger Reiter	30
Photo von Wilhelm Körner, Bamberg.	
Die fränkische Fuge	31
Von Friedrich Deml. Photos im Text von K. Gundermann, Würzburg.	
Das Dürerhaus in Nürnberg	49
Photo von K. Gundermann, Würzburg.	
Von der Klette Unsichtbarkeit	50
Von Hans Friedrich Blundt.	
Don Perico. Der Herr der zinnernen Berge	56
Roman von Werner Illing. Mit Illustrationen von Hubert A. Jägerhuber.	
Die Hauptsinne und das menschliche Schicksal	88
Von Hans Koselieb. Erste Folge: Die Hände.	
Runen der Straße	102
Von Louis von Kohl. Aufnahmen von Alb. Kenger-Pasch.	
Baukunst vor zehntausend Jahren	122
Von Kurt Severin. Aufnahmen der Weltrundschau, Berlin.	
Das Gartenkonzert des Bildhauers Ferdinand Dietz	132
Text von Dr. E. Luße. Aufnahmen von Hans Reklaff	
Die „beschirmte“ Frau	142
Von Ch. Schaeffer-Kretschmann. Zeichnungen von Liselotte Naeglele.	

Die Segelflieger	154
Von Fluglehrer Heinz Mendel. Photos von Mendel, Winkler-Mende und Dr. Schlösser.	
Anekdoten	164
Der Trödlerladen	166
Von Gottfr. Kölwel. Zeichnungen von E. Pflaumer	
Wenn der Teufel die Suppe lobt	172
Spanische Legende von Joseph Winkler.	
Im Café	175
Zeichnungen von Jul. Magon.	
Einführung in den Denksport	184
Von Dr. med. Alfred Beyer.	
Zahlenmystik	188
Von Karl Friedrich.	
Inhaltsverzeichnis	191
Titelbild	
Akropolis von Athen: Blick auf den Parthenon. Photo der Kankovszky's Hunjarian Presse-Photographie	
Umschlagbild	
Kötelzeichnung „Der Sieger“ von Hans von Marées.	

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt / Übersetzungsrecht vorbehalten / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens Verantwortlicher Hauptschriftleiter Hans Ludwig Döser in Stuttgart / Verantwortlich für den Anzeigenteil: Erich N. Lehmann, Berlin / D. U. 22 777 II. B. 34 Anzeigengeschäftsstelle: Berlin SW 19, Krausenstr. 35/36 / In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Zeigen Sie dieses Bändchen ihren Freunden,
werben Sie in Ihrem Bekanntenkreise für die
„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“

Alle vier Wochen erscheint ein Band mit wert-
vollem Inhalt und in gediegener Ausstattung.

EIN BUCH FÜR ALLE FREI

In unserem Verlage erschien:

ULF DIETRICH

WAS UNS
BILDWERKE SAGEN

EINE KUNSTFIBEL

MIT 35 ABBILDUNGEN

IN GANZLEINEN GEBUNDEN

RM. 4.80

*

Zu haben in allen Buchhandlungen



UNION DEUTSCHE VERLAGSGE

REUNDE DES SCHÖNEN!

Dieses Buch wendet sich an alle, die dem Kunstwerk noch ratlos gegenüberstehen. Ulf Dietrich führt seine Leser vor Meisterwerke aus allen Stilepochen der Kunstgeschichte, beginnt mit der Beschreibung des Bildinhalts, leitet hinüber zur Persönlichkeit des Künstlers und schließt mit Hinweisen darauf, was uns die Bildwerke sagen können. Diese fesselnde Verbindung vom menschlich Bedeutsamen mit dem künstlerisch Wichtigen gibt seinen Führungen das lebendige Gepräge. Sie erschließen Bedeutung und Gehalt eines Kunstwerks und bringen zugleich den Künstler selbst als Mittelpunkt eines großen kulturellen Gefüges, als packendes Zentrum eines Schicksals dem Leser nahe.

Leipziger Neueste Nachrichten

VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

EIN BUCH FÜR ALLE FREUNDE DES SCHÖNEN!

In unserem Verlage erschien:

ULF DIETRICH

WAS UNS BILDWERKE SAGEN

EINE KUNSTFIBEL

MIT 35 ABBILDUNGEN

IN GANZLEINEN GEBUNDEN

RM. 4.80

*

Zu haben in allen Buchhandlungen



Dieses Buch wendet sich an alle, die dem Kunstwerk noch ratlos gegenüberstehen. Ulf Dietrich führt seine Leser vor Meisterwerke aus allen Stilepochen der Kunstgeschichte, beginnt mit der Beschreibung des Bildinhalts, leitet hinüber zur Persönlichkeit des Künstlers und schließt mit Hinweisen darauf, was uns die Bildwerke sagen können. Diese fesselnde Verbindung vom menschlich Bedeutsamen mit dem künstlerisch Wichtigen gibt seinen Führungen das lebendige Gepräge. Sie erschließen Bedeutung und Gehalt eines Kunstwerks und bringen zugleich den Künstler selbst als Mittelpunkt eines großen kulturellen Gefüges, als packendes Zentrum eines Schicksals dem Leser nahe. Leipziger Neueste Nachrichten

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

EIN BUCH FÜR ALLE FREUNDE DES SCHÖNEN!

In unserem Verlage erschien:

ULF DIETRICH

WAS UNS BILDWERKE SAGEN

EINE KUNSTFIBEL

MIT 35 ABBILDUNGEN

IN GANZLEINEN GEBUNDEN

RM. 4.80

*

Zu haben in allen Buchhandlungen

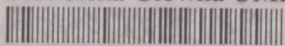


UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCH

Dieses Buch wendet sich an alle, die dem Kunstwerk noch ratlos gegenüberstehen. Ulf Dietrich führt seine Leser vor Meisterwerke aus allen Stilepochen der Kunstgeschichte, beginnt mit der Beschreibung des Bildinhalts, leitet die Aufmerksamkeit des Künstlers auf die Einzelheiten hinweisen darauf, was die Werke sagen können. Die Kunst vom menschlichen Standpunkt aus, die künstlerisch Wichtiges und die Aufgabenstellungen das lebendige Leben, die Bedeutung und die Aufgabe des Kunstwerks und bringt den Leser selbst als Mensch in die kulturellen Gefühlsbeziehungen zum Zentrum eines Schicksals. Leipzig, Neudamm



Biblioteka Główna UMK



300020176564